Genius

des

Christenthums.

Von dem

Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt

von

Professor Schneller.

Fünfter Theil.

Bibliothek des K. Alten Gymnasiums in Regensburg

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1829.

Unveräußerliches Buch
zur
Stadtbibliothek
Stadt-Schulth

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG
1963/976

Genius des Christenthums.

Zweiter Haupttheil.
Poetik des Christenthums.

Viertes Buch.

Von dem Wunderbaren, oder von der Dichtkunst in den Beziehungen auf die übernatürlichen Wesen.

Vierzehnter Abschnitt.

Vergleichung der Hölle und des Tartarus. Eintritt in den Avernus. Dante's Höllenthor. Dido. Franziska von Arimino. Qualen der Verdammten.

Der Eingang zum Avernus im sechsten Buche der Aeneis giebt Verse einer ganz vollendeten Art: «Sie giengen im dichten Schatten in der einsamen Nacht durch die leeren Behausungen und die öden Reiche der Unterwelt. . . . Da wohnen die blassen Krankheiten, das traurige Alter, die Furcht, der schreckliche Hunger, die schandvolle Armuth,

lauter Furcht erregende Gestalten beim Anblick; dabei der Tod, die Arbeit, der dem Tod verwandte Schlaf und die bösen Freuden des Herzens.»

Man darf nur das Lateinische lesen, um von dem schwermüthigen Klange dieser Verse ergriffen zu werden.

Ibant obscuri sola sub nocte per umbram,
Perque domos Ditis vacuas et inania regna.
Pallentesque habitant Morbi, tristisque Senectus,
Et Metus, et malesuada Fames, et turpis egestas,
Terribiles visu formae; Lethumque laborque,
Tum consanguineus Lethi Sopor, et mala mentis
Gaudia. . . . (Lib. VI, v. 268 et seq.)

Man hört zuerst die Höhle dumpf ertönen, worin die Sibylle und Aeneas wandern: Ibant obscuri sola sub nocte per umbram. Dann tritt man plötzlich in die öden Räume und in die Reiche des Leeren: Perque domos Ditis vacuas et inania regna. Darauf folgen schwere und dumpfe Sylben, welche auf bewunderungswürdige Weise die schrecklichen Seufzer der Hölle bezeichnen. Tristisque Senectus et Metus — Lethumque Laborque; diese Zusammenklänge beweisen, daß die Alten nicht völlig jene Art von Schönheit verkannten, welche der Reim enthält. Die Lateiner so wie die Griechen brauchten die Wiederholung der Klänge sowohl bei ländlichen Gemälden, als bei düsterer Schwermuth.

Dante irrt wie Aeneas anfangs in einem Walde umher, welcher den Eingang in seine Hölle verbirgt; es giebt nichts Schaudervolleres als diese Einöde. Bald gelangt er zur Pforte, wo man die berühmte Inschrift liest: «Durch mich geht man zur Stadt der Trauer, durch mich geht man zur Ewigkeit des Schmerzes, durch mich geht man zum Volke der Verdammten. Verlaßt jede Hoffnung beim Eintritt!»

Per me si và, nella città dolente,
Per me si và, nell' eterno dolore:
Per me si và, tra la perduta gente.
Lassat' ogni speranza, voi che' entrate.

Hier finden wir ganz die nämliche Art von Schönheiten, wie in dem lateinischen Dichter sich zeigen. Jedes Ohr muß den eintönigen Zusammenklang dieser doppelten Reime fühlen; in ihnen ertönt und verhallt der ewige Schmerzensruf, welcher aus der Tiefe des Abgrundes emporsteigt. In dem dreifachen Per me si và glaubt man das Zügenglöckchen eines sterbenden Christen zu hören. Das Lassat' ogni speranza läßt sich mit dem größten Zuge der Hölle Virgil's vergleichen.

Milton stellt nach dem Beispiele des Sängers von Mantua an die Pforte seiner Hölle den Tod (Lethum) und die Sünde, welche nichts anders

ist, als die verbrecherische Freude des Herzens, die mala mentis gaudia. Er beschreibt den ersten also: «Die andere Gestalt, wenn man dem Unförmlichen den Namen der Gestalt beilegen darf, stand aufrecht an der Pforte. Sie war finster wie die Nacht, verstört wie zehn Furien; ihre Hand schwang einen schrecklichen Wurfspieß, und auf jenem Theile, welcher wie ihr Haupt erschien, trug sie den Anschein einer Krone.»

Niemals ward ein Gespenst auf eine unbestimmtere und schrecklichere Art geschildert. Der Ursprung des Todes, erzählt von der Sünde; die Art, wie die Echo der Hölle den schrecklichen Namen wiederholen, sobald er zum erstenmal erklang, enthält eine dunkle Erhabenheit, welche das Alterthum nicht kannte. *)

---

*) Harris in seinem Hermes bemerkt, daß das männliche Geschlecht, welches Milton im Englischen dem Tode beilegt, hier eine große Schönheit bilde.

Hätte er gesagt Shook h e r dart anstatt Shook h i s dart, so verschwand ein Theil des Erhabenen. Der Tod ist auch männlichen Geschlechtes im Griechischen, ὁ θάνατος. Racine macht ihn sogar männlich in der französischen Sprache: La mort est le seul Dieu que j'osois implorer. Was soll man nun denken von der Kritik Voltair's, welcher nicht wußte, oder sich

Wenn wir in der Hölle weiter schreiten, folgen wir dem Aeneas auf das Feld der Thränen, lugentes campi. Hier begegnet er die unglückliche Dido; er bemerkt sie unter den Schatten eines Waldes, wie man den Neumond durch die Wolken hindurch aufgehen sieht, oder zu sehen glaubt:

Qualem primo qui surgere mense
Aut videt aut vidisse putat per nubila lunam.

---

stellte, als wüßte er nicht, das man den Tod, death im Englischen, nach freier Willkühr im männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechte geben könne; denn man kann ihn mit den drei Fürwörtern bezeichnen, her, his, its. Voltaire war nicht glücklicher bei dem Worte Sin, Sünde, dessen weibliches Geschlecht im Englischen ihn ärgert. Warum zürnt er nicht auch gegen jene Kriegsschiffe, ships, man of war, welche (im Lateinischen sowohl als im Altfranzösischen) dem weiblichen Geschlechte so seltsam angehören? Alles, was Umfang und Höhlung besitzt nach der Bemerkung von Harris; alles, was Dinge einschließen kann, wird im Englischen weiblich; dieß entspricht einer einfachen und sogar rührenden Logik, denn solche Gegenstände hängen mit Mütterlichkeit zusammen. Alles, was Schwäche oder Verführung bezeichnet, folget dem nämlichen Gesetze. Daher konnte und mußte Milton die Sünde in der Personifizierung weiblichen Geschlechtes machen.

Diese Stelle zeigt von dem vollendetsten Geschmacke; doch rührt Dante vielleicht eben so sehr in dem Gemälde von den Feldern der Thränen. Virgil stellte die Liebenden mitten in Wäldchen von Myrthen und in einsame Laubgänge; Dante warf die seinigen in eine unbestimmte Luft und in Stürme, welche sie ewig mit sich fortreißen. Der eine gab der Liebe zur Strafe ihre eigenen Träumereien; der andere fand ihre Marter im Bilde der Unordnungen, welche diese Leidenschaft erzeugt. Dante hält ein unglückliches Paar mitten in dem Wirbelwinde an. Franziska von Arimino, von dem Dichter befragt, erzählt ihm ihre Leiden und ihre Liebe. «Wir lasen eines Tages in süßer Musse, wie Liebe den Lancelot überwand. Ich befand mich allein mit meinem Geliebten; ohne Mißtrauen waren wir uns nah; mehr als einmal erblaßten unsere Gesichter; verwirrt begegneten sich unsere Augen; aber ein einziger Augenblick stürzte uns beide ins Verderben. Als endlich der beglückte Lancelot den ersehnten Kuß empfieng, drückte auch derjenige, welcher mir nie mehr geraubt werden wird, seine zitternden Lippen auf meinen Mund. Wir ließen das Buch der Hand entsinken, welches uns das Geheimniß der Liebe enthüllte. Nicht weiter lasen wir an jenem Tage. Quel giorno più non vi leggemmo avante.»

Welch bewunderungswürdige Einfachheit herrscht in der Erzählung Franziska's, und welche Zartheit liegt in dem Zuge am Ende! Virgil beschreibt nicht keuscher in dem vierten Buche der Aeneis, wenn Juno das Zeichen gibt, dat signum. Auch diese Stelle verdankt dem Christenthume einen Theil ihrer ergreifenden Gewalt. Franziska leidet die Strafe, weil sie ihrer Liebe nicht zu widerstehen vermochte und die eheliche Treue brach. Die unbeugsame Gerechtigkeit der Religion tritt in Gegensatz mit dem Mitleiden, welches man für die Schwäche einer Frau empfindet.

Nicht ferne vom Felde der Thränen sieht Aeneas das Feld der Krieger; dort trifft er die grausam verstümmelte Deiphobe. Ihre Geschichte erscheint anziehend, aber der bloße Name Ugolino mahnt an ein viel vortrefflicheres Stück. Man begreift wohl, daß Voltaire in dem Pfuhl der christlichen Hölle nur burleske Gegenstände sah; muß nicht aber der Dichter sich Glück wünschen, darin den Grafen Ugolino, und Stoff für so schöne Verse sowohl, als für so tragische Episoden zu finden?

Wenn wir von diesen Einzelnheiten zu einer Hauptansicht von Hölle und Tartarus übergehen, so sehen wir in diesem die Titane von Blitzen erschlagen, den Ixion vom Fall eines Felsen be-

droht, die Danaiden mit ihrem Fasse, Tantalus von den Wellen getäuscht u. s. w.

Vielleicht gewöhnt man sich allmählig an die Vorstellung dieser Qualen, vielleicht enthalten sie in sich selbst nichts Schrecken Erregendes, weil man sie nach den bekannten Leiden des Lebens abmißt; jeden Falles machen sie gewiß einen kleinen Eindruck auf den Geist. Will man aber eine tiefe Rührung, will man den ganzen Umfang der Einbildungskraft des Schmerzens kennen, will man die Dichtung der Qualen und die Trauergesänge des Fleisches und Blutes auffassen, so steige man in Dante's Hölle. Hier werden Schatten von Sturmwinden hin und her geworfen, dort umschließen brennende Gräber die Anhänger der Ketzerei. Die Tyrannen werden in einen Strom laulichten Blutes gestürzt. Die Selbstmörder, welche die edle Menschennatur verkannten, sinken zurück in den Zustand der Pflanzen; sie verwandeln sich in verdorrte Bäume, welche im brennenden Sande wachsen, und welchen die Harpyen ohn' Unterlaß Zweige entreißen. Diese Seelen werden am Tage der Auferstehung ihre Leiber nicht mehr empfangen, sie werden sie hinschleppen in dem fürchterlichen Walde, um dieselben an Baumzweigen aufzuhängen, woran sie selbst geknüpft sind.

Sagt man, kein griechischer oder römischer Schriftsteller hätte einen so schrecklichen Tartarus

machen können, wie Dante die Hölle, so beweist dieß fürs Erste nichts gegen die dichterischen Gewalten des Christenthums; überdem aber gibt es einige Kenntniß von dem Genius des Alterthums, um einzugestehen, daß der schreckliche Ton von Dante's Hölle sich nicht in der heidnischen Götterlehre befindet, sondern den drohenden Hauptsätzen unseres Glaubens angehört.

Fünfzehnter Abschnitt.

Fegefeuer. Reinigungsort.

Man wird gewiß zugeben, daß das Fegefeuer den christlichen Dichtern eine Art von Wunderbarem darbietet, welche das Alterthum nicht kannte. *) Es gibt vielleicht nichts Günstigeres für die Musen, als diesen Ort der Reinigung;

---

*) Man findet einige Züge dieses Glaubenssatzes in Plato und in der Lehre des Zeno (Vid. Diog. Laert.) Die Dichter scheinen ebenfalls einige Vorstellungen davon gehabt zu haben (Aeneid. lib. VI.) Aber alles dieß ist unbestimmt, ohne Erfolg und ohne Hauptziel, keineswegs mit demjenigen vergleichbar, was Dante von dem Fegefeuer sagt.

hier gränzen Schmerz und Freude aneinander, und hier vereinen sich die verworrenen Gefühle des Glückes und des Jammers. Diese Steigerung der Leiden nach dem Maaße der begangenen Verbrechen; diese mehr oder minder glücklichen, mehr oder minder glänzenden Seelen, je nachdem sie mehr oder minder der doppelten Ewigkeit der Freuden oder Leiden nahen, könnten dem Pinsel sehr rührende Gegenstände darbieten. Das Fegefeuer übertrifft in dichterischer Hinsicht den Himmel und die Hölle dadurch, daß es eine Zukunft darbietet, welche den beiden andern mangelt.

In dem Elysium der Alten befand sich der Fluß Lethe mit einer wirklich außerordentlichen Anmuth; doch kann man nicht behaupten, daß die Schatten, welche an seinen Ufern dem Leben wiedergeboren wurden, den nämlichen dichterischen Fortschritt zum Glücke zeigten, wie die Seelen im Fegefeuer. Die Felder der glücklichen Manen verlassen, um wieder in unsere Welt zurückzukehren, dieß hieße einen vollkommenen Zustand für einen unvollkommenen vertauschen; dieß hieße im Kreise zurückkehren, wiedergeboren werden, um zu sterben, sehen, was man schon sah. Alles dasjenige, dessen Ausdehnung der Geist zu ermessen vermag, bleibt klein. Der Zirkel, welcher bei den Alten die Ewigkeit bedeutete, mochte ein großes und wahres Bild enthalten; dennoch scheint er uns tödtend für

die Einbildungskraft, indem er sie zwingt, stets den furchtbaren Reif rückkehrend zu durchwandern. Die gerade, ohn' Ende verlängerte Linie enthielte vielleicht eine größere Schönheit, denn sie führte den Gedanken in eine Schauder erregende Weite, und ließe verbunden miteinander drei Dinge gehen, welche sich auszuschließen scheinen, die Hoffnung, die Beweglichkeit und die Ewigkeit.

Das Verhältniß zwischen Strafe und Vergehen kann überdem in dem Fegefeuer alle Reize des Gefühles anregen. Es gibt so viele sinnreiche Strafen für eine zu zärtliche Mutter, für eine zu leichtgläubige Tochter, für einen zu ungestümen Jüngling! Gewiß, wenn die Winde, das Feuer und die Kälte ihre Gewalten für die Qualen der Hölle darbieten, warum sollte man nicht süßere Strafen finden in den Gesängen der Nachtigall, in den Wohlgerüchen der Blumen, in dem Murmeln der Quellen oder in rein geistigen Kränkungen? Homer und Ossian besangen die Freuden des Schmerzens. *Κρυεροῦ τεταρπώμεσθα γοίο*, the joy of grief.

Eine andere Quelle der Dichtung, welche im Fegefeuer liegt, entspringt aus dem Glaubenssatze, welcher uns belehrt, daß die Gebete und die guten Werke der Sterblichen die Befreiung der Seelen bewirke. Bewunderungswürdiger Zusammenhang zwischen dem lebenden Sohne und dem ver-

storbenen Vater, zwischen der Mutter und der Tochter, zwischen dem Gatten und der Gattin, zwischen dem Leben und dem Tode! Wie viele rührende Dinge liegen in dieser Lehre! Meine Tugend, die Tugend eines schwachen Sterblichen, wird zum Gemeingut für alle Christen; so wie mich die Sünde Adam's erreichte, so kommt meine Gerechtigkeit auf Rechnung aller andern. Christliche Poeten, vernehmt! Die Gebete eines Nisus unter euch können einen Euryalus jenseits des Grabes erreichen; euere Reichen können ihren Ueberfluß mit den Armen theilen; für das Vergnügen, welches ihnen diese einfache, diese angenehme Handlung gewährt, belohnt sie Gott auch jenseits, indem er ihren Vater und ihre Mutter aus einem Orte der Leiden befreit. Es gehört zu den schönsten Vorstellungen, daß der Reiz der Liebe das Herz des Menschen zur Tugend zwinge durch den Gedanken, der nämliche Pfenning, welcher das Brod dem Dürftigen in dem Augenblicke gewähret, verschaffe vielleicht einer befreiten Seele einen ewigen Platz an dem Tische des Herrn.

Sechzehnter Abschnitt.

Das Paradies.

Der Hauptzug, welcher das Paradies von dem Elysium wesentlich unterscheidet, besteht darin, daß in dem ersten die heiligen Seelen den Himmel mit Gott und den Engeln bewohnen, während in dem zweiten die glücklichen Schatten nicht auf dem Olymp wandeln. Das philosophische System von Plato und Pythagoras, welcher die Seele in zwei Wesen theilt, in den zarten Körper, welcher unter dem Monde umherschwebt, und in den Geist, welcher wieder zur Gottheit sich aufschwingt; dieses System, sagen wir, gehört nicht vor unsern Richterstuhl, und wir sprechen nur von der dichterischen Theologie.

Wir haben an mehreren Orten dieses Werkes den Unterschied bezeichnet, welcher zwischen der Glückseligkeit der Auserwählten und den Freuden der Manen des Elysium's besteht. Tanzen und Festlichkeiten begehen, ist ganz etwas anderes, als die Natur der Dinge erkennen, in dem Buche der Zukunft lesen, die Umwälzungen der Himmelskörper

beschauen, endlich als ein Theilnehmer der Allwissenheit, wenn nicht der Allmacht Gottes erscheinen. Darum erregt es Erstaunen, daß bei so großen Grundgedanken die christlichen Dichter in dem Gemälde des Himmels sich ohnmächtig erwiesen. Die einen fehlten aus Furchtsamkeit, wie Tasso und Milton; die andern aus Ermüdung, wie Dante; aus Philosophie, wie Voltaire; aus Ueberfluß, wie Klopstock. *) Es gibt also eine geheime Klippe in diesem Gegenstand; wir hegen darüber folgende Vermuthungen.

Es liegt in der Natur des Menschen, nur für diejenigen Dinge mitzufühlen, welche mit ihm in Beziehungen stehen, und welche ihn selbst auf gewisse Art angehen; so ist zum Beispiele das Unglück. Der Himmel, worin eine gränzenlose Glückseligkeit herrscht, steht zu hoch über dem menschlichen Zustande, als daß die Seele durch das Glück der Auserwählten sehr gerührt würde; man nimmt keinen Antheil an ganz glücklichen Wesen. Darum gelang den Dichtern die Beschreibung der Hölle besser; hier finden wir wenigstens Menschenschicksal,

*) Es fällt auf, daß Chapelain, welcher die Chöre der Blutzeugen, der Jungfrauen und der Apostel ersann, das christliche Paradies allein in seinem wahren Lichte darstellte.

die Qualen der Verbrecher erinnern uns an die Leiden unseres Lebens; wir fühlen uns erweicht bei den Unglücksfällen der Andern, wie die Sklaven des Achilles, welche in geheim ihre eigenen Schicksale beweinten, als sie Thränen über den Tod des Patroklos vergossen.

Um die Kälte zu vermeiden, welche aus der ewigen und stets ähnlichen Glückseligkeit der Gerechten entspringt, könnte man versuchen, in dem Himmel eine Hoffnung aufzustellen, eine Erwartung irgend eines gesteigerten Glückes, oder eines noch unbekannten Hauptereignisses in der Umwälzung der Wesen; man könnte mehr an die menschlichen Dinge erinnern, indem man entweder daraus Vergleichungen entnähme, oder den Auserwählten Gemüthsstimmungen und sogar Leidenschaften beilegte. Die Schrift spricht von Hoffnungen und heiligen Betrübnissen des Himmels. Warum sollte es in dem Paradiese nicht solche Thränen geben, wie die Heiligen sie zu vergießen vermögen? *) Durch diese verschiedenen Mittel entständen Uebereinstimmungen zwischen unserer beschränkten Natur und einem erhabenern Zustande, zwischen unsern flüchtigen Zwecken

*) Milton ergriff diese Idee, indem er die Engel bestürzt über die Nachricht vom Falle des Menschen darstellt. Fenelon gibt die nämliche Bewegung des Mitleids den glücklichen Schatten.

und den ewigen Dingen. Wir wären weniger geneigt als Täuschung ein Glück zu betrachten, welches dem unsrigen ähnlich mit Wechsel und Thränen gemischt würde.

Nach diesen Betrachtungen über den Gebrauch des Wunderbaren in der Poesie des Christenthums kann man wenigstens zweifeln, ob das Wunderbare des Heidenthums einen so großen Vorzug besitze, als man allgemein voraussetzt. Man stellt stets den Milton mit seinen Fehlern dem Homer mit seinen Schönheiten entgegen. Aber gesetzt, der Sänger von Eden wäre in Frankreich, in dem Jahrhunderte Ludwig's XIV. geboren worden, wo die natürliche Großheit seines Genius sich mit dem Geschmacke Racine's und Boileau's verbunden hätte; was wäre dann aus dem verlornen Paradiese geworden, und hätte dann das Wunderbare dieses Gedichtes nicht jenes der Ilias und Odyssee erreicht? Wenn wir die Mythologie nach dem Gedichte über die pharsalische Schlacht, oder sogar nach der Aeneis beurtheilten, besäßen wir dann von derselben eine eben so glänzende Idee, wie diejenige, welche uns von ihr der Vater der Grazien, der Erfinder des Gürtels der Aphrodite hinterließ? Wenn wir über einen christlichen Gegenstand ein in seiner Art eben so vollendetes Werk wie die Werke Homer's einst besitzen, dann erst können wir zwischen dem Wunderbaren der Fabel

und dem Wunderbaren unserer Religion entscheiden. Bis dahin sey es uns erlaubt, an der Wahrheit der Behauptung Boileau's zu zweifeln, welcher meint, die schrecklichen Geheimnisse des Glaubens eines Christen seien der heitern Ausschmückungen nicht empfänglich. Er sagt:

De la foi d'un chrétien les mystères terribles,
D'ornements égayés ne sont point susceptibles.
Art Poét., ch. III.

Uebrigens können wir aufhören, das Christenthum gegen die Mythologie unter dem einzigen Gesichtspunkte des Wunderbaren kämpfen zu lassen. Wir entwickelten diese Ansichten nur aus einem Uebermaaße von Hilfsmitteln, und um die Kraft unserer Sache zu beweisen. Wir können die Frage auf eine einfache und entscheidende Weise abschneiden. Wäre es eben so gewiß, als es zweifelhaft ist, ob das Christenthum das Wunderbare nicht eben so reich wie die Fabel zu bieten vermöge, so bleibt es doch ausgemacht, daß es eine gewisse Dichtkunst der Seele, eine Art Einbildungskraft des Herzens enthalte, wovon man in der Mythologie nicht eine Spur antrifft. Die rührenden Schönheiten aber, welche aus dieser Quelle entspringen, wären allein schon hinlänglicher Ersatz für die sinnreichen Lügen des Alterthums.

Alles ist Maschine und Hebel, Alles ist äußerlich, Alles ist für die Augen gemacht in den Gemälden des Heidenthums; Alles ist Gefühl und Gedanke, Alles ist innerlich, Alles ist für die Seele erschaffen in den Gemälden der Christusreligion. Welcher Reiz der Betrachtung! Welche Tiefe der Selbstbeschauung! Es liegt mehr Zauber in Einer der Thränen, welche das Christenthum den Gläubigen vergießen macht, als in allen den lachenden Irrthümern der Mythologie. Mit einer Liebenfrauen der sieben Schmerzen, mit einer Mutter des Mitleids, mit irgend einem unbekannten heiligen Beschützer des Blinden und des Weisen, kann ein Schriftsteller eine rührendere Seite schreiben, als mit allen Göttern des Pantheon's. Darin liegt auch Dichtung! Darin liegt auch Wunderbares! Will man aber das Wunderbare einer erhabnern Art, so betrachte man das Leben und das Leiden Christi, und erwäge, daß unser Gott sich Menschensohn nannte! Wir wagen eine Voraussagung. Eine Zeit wird kommen, wo man erstaunen wird, daß man die Schönheiten verkennen konnte, welche in den bloßen Namen, in den bloßen Ausdrücken des Christenthums liegen. Man wird Mühe haben zu begreifen, wie man sich Spott und Hohn erlaubte über diese Religion der Vernunft und des Unglücks.

Hier enden die unmittelbaren Beziehungen des Christenthums auf die Musen, denn wir haben es in dichterischer Hinsicht betrachtet nach seinen Verhältnissen mit den Menschen und nach seinen Verhältnissen mit den übernatürlichen Wesen. Das Gesagte über diesen Gegenstand wollen wir krönen mit einem allgemeinen Blicke auf die heilige Schrift. Sie ist die Quelle, woraus Milton, Dante, Tasso und Racine einen Theil ihrer Wunder schöpften, so wie die Dichter des Alterthums ihre großen Züge aus Homer entlehnten.

Zweiter Haupttheil.

Poetik des Christenthums.

Fünftes Buch.

Die Bibel und Homer.

Erster Abschnitt.

Von der heiligen Schrift und ihrer Vortrefflichkeit.

Es ist eine seltsame Sammlung von Werken diejenige, welche mit der Genesis beginnet und mit der Apokalypsis endet; sie kündet sich an mit dem klarsten Style und schließt in dem figürlichsten Tone. Kann man nicht behaupten, in Moses sey Alles groß und einfach, wie jene Schöpfung der Welt und jene Unschuld der ursprünglichen Menschen, welche er uns malt; dagegen sey Alles schreck-

lich und übernatürlich in dem letzten Propheten, wie jene verderbten Gesellschaften und jenes Weltende, welches er uns darstellt?

Die Geisteswerke, welche unsern Sitten am meisten widerstreiten, die heiligen Bücher der ungläubigen Völker, das Zendavesta der Perser, der Vedam der Braminen, der Koran der Araber, die Edda der Skandinavier, die Maximen des Confucius, die Sanskrit-Dichtungen überraschen uns nicht; wir finden darin die gewöhnliche Verkettung der menschlichen Vorstellungen; sie haben etwas unter einander gemein, sowohl in dem Tone als in dem Gedanken. Die Bibel allein enthält einen eigenthümlichen Gang; sie erscheint als ein von den übrigen abgesondertes Denkmal. Man erkläre sie einem Tartaren, einem Kaffern, einem Kanadier; man gebe sie in die Hände eines Bonzen oder eines Derwisch's; sie werden alle gleich darüber erstaunen. Diese Thatsache gränzt ans Wunderbare! Zwanzig Schriftsteller, welche in sehr entfernten Menschenaltern lebten, arbeiteten an den heiligen Büchern; obschon sie zwanzig verschiedene Arten von Styl gebrauchten, so begegneten dennoch diese stets unnachahmlichen Formen des Vortrags sich in keiner andern Zusammensetzung. Der neue Bund, welcher von dem alten durch den Ton sich so sehr unterscheidet, theilt dennoch mit ihm diese erstaunungswürdige Eigenthümlichkeit.

Dieß muß man nicht für die einzige Außerordentlichkeit halten, welche die Menschen übereinstimmend in der heiligen Schrift finden. Diejenigen, welche an die Aechtheit der Bibel nicht glauben wollen, glauben dennoch (sich selbst zum Verdrusse) an Etwas in diesem sonderbaren Buche. Deisten und Atheisten, Große und Kleine, angezogen durch ein unbekanntes Etwas, hören nicht auf ohn' Unterlaß dieß Werk zu durchblättern, welches die einen bewundern und die andern anschwärzen. Es giebt keine Lage im Menschenleben, für welche man in der Bibel nicht einen Vers finden könnte, welcher ganz ausdrücklich dafür gemacht scheint. Man wird uns schwer überzeugen, daß alle möglichen Weltereignisse, glückliche und unglückliche, mit allen ihren Folgen vorausgesehen seyen in einem Buche von Menschenhand. In der That findet man in den heiligen Schriften:

Den Ursprung der Welt und die Ankündigung ihres Endes;

Die Grundlage aller menschlichen Wissenschaften;

Die staatsbürgerlichen Vorschriften, von der Herrschaft des Familienvaters an bis zum Despotismus, so wie von dem Alter des Hirtenlebens an bis zu dem Jahrhunderte des Verderbens;

Die sittlichen Vorschriften, eben so anwendbar für das Glück wie für das Unglück, für die höch-

sten Stände, wie für die niedrigsten Stände des Lebens;

Endlich alle Arten von Styl; diese Schreibarten, welche eine Gesammtheit von hundert verschiedenen Stücken bilden, zeigen dennoch keine Aehnlichkeit mit den Schreibarten der Menschen.

Zweiter Abschnitt.

Drei Hauptschreibarten der Bibel.

Unter diesen himmlischen Schreibarten machen sich drei vor allen andern bemerkbar.

1) Der historische Styl, wie in der Genesis, in Deuteronomion, in Job u. s. w.

2) Die heilige Dichtung, so wie sie sich in den Psalmen befindet, in den Propheten, in den Abhandlungen über Sittlichkeit u. s. w.

5) Der evangelische Styl.

Die erste dieser drei Schreibarten mit ihrem wirklich unaussprechlichen Reize ahmt bisweilen die Erzählung der Epopee nach, wie in der Begebenheit Joseph's; bisweilen borgt sie Bewegungen der Ode, wie nach dem Uebergange über das rothe Meer; hier seufzt sie elegisch wit dem heiligen Araber; dort singt sie mit Ruth voll bukolischer

Rührung. Dieses Volk, dessen sämmtliche Schritte durch Naturerscheinungen sich bezeichneten; dieses Volk, für welches die Sonne stillsteht, der Fels die Wasser entläßt, der Himmel die Manna verschwendet; dieses Volk konnte keine gewöhnlichen Jahrbücher haben. Die bekannten Formen ändern sich in seiner Hinsicht; seine Umwälzungen werden wechselweise verkündet durch die Trompete, durch die Lyra und durch die Schalmei; die Schreibart seiner Geschichte erscheint selbst als ein beständiges Wunderwerk, welches Zeugniß giebt von der Wahrheit der Wunder, deren Andenken es verewigt.

Man erstaunt auf eine wunderbare Weise von einem Ende der Bibel zum andern. Was in aller Welt läßt sich vergleichen mit dem Anbeginne der Genesis? Diese Einfachheit der Sprache, im umgekehrten Verhältnisse mit der Erhabenheit der Ereignisse, erscheint als die höchste Anstrengung des Genie's.

In principio creavit Deus coelum et terram.

Terra autem erat inanis et vacua, et tenebrae erant super faciem abyssi; et spiritus Dei ferebatur super aquas.

Dixitque Deus: Fiat lux. Et facta est lux. Et vidit Deus lucem, quod esset bona: et divisit lucem a tenebris.

Man vermag nicht zu zeigen, wie ein solcher Styl schön sey; wenn aber Jemand ihn tadelte,

so fände man keine Antwort. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Gott, welcher das Licht sieht, und welcher, wie ein Mensch mit seinem Werke zufrieden, sich selbst Beifall gibt, und es gut findet, einen jener Züge enthält, welche nicht im Gange der menschlichen Dinge liegen; so etwas kommt nicht natürlich in den Geist. Homer und Platon, welche von den Göttern mit so viel Erhabenheit sprechen, enthalten nichts Vergleichbares mit dieser imposanten Naivetät. Es ist Gott, welcher sich herabläßt zur Sprache der Menschen, um sie seine Wunder begreifen zu machen; aber er bleibt stets Gott.

Wenn man bedenkt, daß Moses der älteste aller Geschichtschreiber der Welt ist; wenn man bemerkt, daß er keine Fabel in seine Erzählungen verflocht; wenn man ihn betrachtet als den Befreier eines großen Volkes, als den Urheber von einer der schönsten unter allen bekannten Gesetzgebungen, und als den erhabensten aller jemals erschienenen Schriftsteller; wenn man ihn sieht, wie er in seiner Wiege auf dem Nil wogt, später mehrere Jahre sich in den Wüsten verbirgt, dann aber zurückkehrt, um das Meer zu öffnen, um Quellen aus den Felsen zu schlagen, um mit Gott in der Wolke sich zu besprechen, um endlich auf dem Gipfel eines Gebirges zu verschwinden — dieß Alles erwägend, geräth man in großes Er-

staunen. Wenn man aber in den christlichen Beziehungen sich zu dem Gedanken erhebet, daß die Geschichte der Israeliten nicht allein die wirkliche Geschichte der alten Zeiten, sondern auch die figürliche der neuen Jahrhunderte enthalte; daß jede Thatsache als ein doppeltes sowohl eine geschichtliche Wahrheit als ein angedeutetes Geheimniß gebe; daß das jüdische Volk als ein symbolischer Abriß des ganzen Menschengeschlechts erscheint, welches in seinen Schicksalen alles dasjenige darstellt, was bereits geschah, so wie auch alles dasjenige, was noch geschehen soll in dem Weltalle; daß Jerusalem stets auch für eine andere Stadt, Sion für ein anderes Gebirge, das gelobte Land für ein anderes Gebiet und Abraham's Berufung für eine andere Berufung genommen werden muß; wenn man sich in die Betrachtung versenkt, daß der moralische Mensch unter den physischen Menschen in dieser Geschichte sich verbirgt; daß Adam's Fall, Abel's Blut, Noe's verhöhnte Nacktheit und der Fluch dieses Vaters über einen Sohn sich noch heut zu Tage kund thun in der schmerzenvollen Geburtstunde der Frau, in dem Elende und Hochmuthe des Mannes, in den Blutströmen über dem ganzen Erdballe seit Kain's Brudermord, in den verfluchten Nachkommen Cham's auf einem der schönsten Theile der

Erde; *) wenn man endlich sieht, wie der dem Könige David versprochene Sohn zur bestimmten Zeit kommt, um die wahre Sittenlehre und wahre Kirche wiederherzustellen, um die Völker wieder zu vereinen, um das Opfer des innern Menschen an die Stelle blutiger Schlächtereien zu setzen — dann findet man keine Worte, dann stimmt man in den Ausruf des Propheten: Gott ist unser König vor allen Zeiten! Deus autem rex noster ante saecula!

In Job nimmt die geschichtliche Schreibart der Bibel nach unserer Behauptung den Ton der Elegie an. Kein Schriftsteller brachte die Traurigkeit der Seele bis zu dem Grade, wohin der heilige Araber sie erhob; sogar Jeremias steht zurück, welcher nach Bossuet's Ausdruck allein es vermag, die Klagen dem Schmerzen gleich zu machen. Allerdings passen die Bilder, welche der Natur des Südens entnommen sind, die Sandwüsten der Einöde, der einsame Palmbaum, das unfruchtbare Gebirge, wunderbar zu der Sprache und dem Gefühle eines unglücklichen Herzens; aber es ist in Job's Schwermuth etwas Uebernatürliches.

---

*) Die Neger.

Der einzelne Mensch, so erbärmlich er seyn mag, kann in seiner Seele keine solchen Seufzer auffinden. Job enthält das Bild der leidenden Menschheit, und der begeisterte Schriftsteller fand Klagen genug für die Menge der Leiden, welche unter das Menschengeschlecht vertheilt sind. Da überdem die heilige Schrift in Allem zuletzt eine Beziehung auf den neuen Bund hat, so könnte man glauben, die Elegien Job's seyen ebenfalls gesungen für die Tage der Trauer in der Kirche Christi. Gott ließ durch seine Propheten würdige Leichengesänge verfassen für die christlichen Todten, zwei Jahrtausende früher, als diese heiligen Todten das ewige Leben erworben hatten.

«Möge der Tag untergehen, wo ich geboren ward, und die Nacht, in welcher man sprach: Ein Mensch ward empfangen!» (Job, Kap. III. Vers 3.)

Seltsame Art von Seufzern! Niemals hat Jemand so gesprochen, als die Schrift.

«Ich schliefe in dem Schweigen, und ich würde ruhen in meinem Schlummer.» (Job, V. 13.)

Dieser Ausdruck: Ich würde ruhen in meinem Schlummer gehört zu den ergreifenden Stellen; setzt man aber in dem Schlummer, so verschwindet Alles. Bossuet sagte: Schlafet euern Schlummer, ihr Reichen der Erde, und bleibet in

— euerem Staube. (Leichenrede auf den Kanzler Le Tellier.)

«Warum wird der Tag den Unglücklichen gegeben, und das Leben denjenigen, welche in der Bitterkeit des Herzens sind?» (Job, Kap. III. Vers 20.)

Niemals ließ das Innerste des Menschen aus seiner Tiefe einen größern Schrei des Schmerzens hervorgehen.

«Der Mensch, von der Frau geboren, lebt nur wenige Zeit, und ist voll von vielem Elend.» (Job, Kap. XIV. Vers 1.)

Dieser Umstand: Geboren von der Frau enthält ein bewunderungswürdiges Ueberflüssiges; man sieht alle Schwächen des Menschen in jenen seiner Mutter. Die ausgewählteste Schreibart könnte die Eitelkeit des Lebens nicht mit der nämlichen Stärke geben, wie die wenigen Worte: Er lebt nur wenige Zeit und ist voll von vielem Elend. Alle Welt kennt schon die Stelle, wo Gott sich herabläßt, seine Gewalt vor Job zu rechtfertigen, indem er die Vernunft des Menschen beschämt; darum wollen wir hier nicht davon sprechen.

Der dritte Charakter, unter welchem wir den geschichtlichen Styl der Bibel noch betrachten sollten, ist der hirtliche Charakter; aber wir würden

in den zwei folgenden Abschnitten Gelegenheit finden, davon mit einiger Ausführlichkeit zu handeln.

Was die zweite allgemeine Schreibart der heiligen Bücher betrifft, nämlich die himmlische Dichtkunst, so versuchte sich eine Menge Kritiker an diesem Gegenstande; es wäre überflüssig dabei zu verweilen. Wer las nicht die Chöre von Esther und Athalia, die Oden von Rousseau und von Malherbe? Die Abhandlung des Doktor Lowth befindet sich in den Händen aller Gelehrten, und La Harpe gab eine geschätzte Uebersetzung des Psalmisten.

Endlich die dritte und letzte Schreibart der heiligen Bücher befindet sich in dem neuen Testamente. Hier verändert sich die Erhabenheit der Propheten in eine nicht minder erhabene Zärtlichkeit; hier spricht die himmlische Liebe; hier ist das Wort wirklich Fleisch geworden. Welche Salbung! welche Einfachheit!

Jeder Evangelist zeigt einen besondern Charakter, mit Ausnahme des heiligen Markus, dessen Evangelium nur ein Auszug aus jenem des heiligen Matthäus zu seyn scheint. Der heilige Markus war aber der Schüler des heiligen Petrus, und Viele dachten, er habe die Worte von diesem Prinzen der Apostel nachgeschrieben. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, daß er auch den Fehl-

tritt seines Meisters erzählte. Dieß erscheint uns als ein erhabenes und rührendes Geheimniß, daß Jesus Christus zum Haupte seiner Kirche gerade denjenigen seiner Schüler erwählte, welcher ihn verläugnet hatte. Darin liegt der ganze Geist des Christenthums; der heilige Petrus ist der Adam des neuen Gesetzes; er ist der schuldige und reuige Vater des neuen Israel's; sein Fall lehrt uns überdem, daß die Christusreligion eine Religion des Erbarmens ist, und daß Christus sein Gesetz unter irrthumvollen Menschen weniger noch für die Unschuld, als für die Reue gründete.

Das Evangelium des heiligen Matthäus wird vorzüglich schätzbar für die Sittenlehre. Dieser Apostel hinterließ uns die größte Anzahl jener Vorschriften in Denksprüchen, welche so reichlich aus dem Munde Jesu Christi hervorgiengen.

Der heilige Johannes enthält etwas Zärtlicheres und Rührenderes. Man erkennt in ihm den Schüler, welchen Christus liebte, den Schüler, welchen Christus auf dem Oelberge während seines Todeskampfes bei sich zu haben wünschte. Allerdings eine erhabene Auszeichnung! denn nur der Freund unserer Seele verdient, in das Geheimniß unserer Schmerzen einzugehen. Johannes war auch der einzige unter den Aposteln, welcher den Sohn des Menschen bis zum Kreuze begleitete. Hier war es, wo der Heiland ihm

seine Mutter übergab. Mulier, ecce filius tuus; deinde dicit discipulo: Ecce mater tua: Himmlisches Wort! Unergründliche Rede! Der geliebte Schüler, welcher an dem Busen seines Meisters geschlafen hatte, bewahrte von ihm ein unauslöschliches Bild, auch erkannte er ihn zuerst nach der Auferstehung. Das Herz des Johannes konnte über die Züge seines himmlischen Freundes sich nicht irren, und der Glaube kam ihm von der Liebe.

Uebrigens liegt der Geist vom ganzen Evangelium des heiligen Johannes in jenem Hauptgrundsatze, welchen er in seinem Alter stets wiederholte. Da dieser Apostel, reich an Jahren und guten Werken, nicht mehr lange Reden zu dem neuen Volke halten konnte, welches er für Jesus Christus erzeugt hatte, begnügte er sich ihm zu sagen: Meine Kinder, liebet euch alle einander!

Der heilige Hieronymus behauptet, der heilige Lukas habe die in dem Alterthum so edle und so schöne Beschäftigung der Heilkunst getrieben, und sein Evangelium enthalte die Arznei der Seele. Die Sprache dieses Apostes ist rein und erhaben; man sieht, daß dieser Mann, in den Wissenschaften viel erfahren, mit den Menschen und Geschäften seiner Zeit wohl bekannt war. Er beginnt seine Erzählung nach der Weise der alten Geschichtschreiber; man glaubt den Herodot zu hören.

«1. Da Mehrere es unternahmen, die Geschichte der Ereignisse zu schreiben, welche sich unter uns zutrugen.

«2. Nach der Erzählung, welche uns diejenigen davon machten, die vom Anfange an Alles mit eigenen Augen sahen, und daher die Diener des Wortes waren.

«3. Ich glaubte, mein vortrefflicher Theophilus, nachdem ich mich von all diesen Gegenständen genau unterrichtet hatte, dir vom Anfange an der Ordnung nach die ganze Geschichte erzählen zu müssen.»

Unsere Unwissenheit steigt heut zu Tage so hoch, daß es vielleicht Gelehrte giebt, welche ganz in Erstaunen gerathen über die Behauptung, der heilige Lukas sey ein großer Schriftsteller, dessen Evangelium den Geist des griechisch-hebräischen Alterthums athme. Wo findet man etwas Schöneres, als die ganze Stelle, welche vor der Geburt Jesu Christi hergeht?

«Zur Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, lebte ein Priester, Namens Zacharias, vom Stamme Abia; seine Frau war auch vom Geschlechte Aaron; sie nannte sich Elisabeth.

«Sie waren beide gerecht vor Gott. . . . . Sie hatten keine Kinder, denn Elisabeth war unfruchtbar, und beide waren vorgerückt im Alter.»

Zacharias bringt ein Opfer; ein Engel erscheint ihm, aufrechtstehend an der Seite des Altars der Wohlgerüche. Dieser verkündet ihm, er werde einen Sohn erhalten, dieser Sohn soll Johannes heißen, er werde der Vorläufer des Messias seyn und er werde das Herz der Eltern und der Kinder vereinen. Der nämliche Engel sucht dann eine Jungfrau auf, welche in Israel wohnte, und spricht zu ihr: Ich grüße dich, Maria, du voll der Gnaden, der Herr ist mit dir! Maria geht in die Gebirge von Judäa; sie begegnet der Elisabeth, und das Kind, welches diese in ihrem Schooße trug, hüpfet bei der Stimme der Jungfrau, welche den Heiland der Welt ins Leben bringen sollte. Elisabeth, plötzlich vom heiligen Geiste erfüllet, erhebt die Stimme und ruft: «Du bist gebenedeit unter allen Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Woher erhalt' ich das Glück, daß die Mutter meines Heilandes mich zu besuchen kommt? Denn als du mich begrüßtest, und deine Stimme kaum mein Ohr berührte, hüpfte mein Kind vor Freude in meinem Leibe.»

Maria stimmt nun alsogleich den herrlichen Lobgesang an: O meine Seele preise den Herrn!

Nun folgt die Geschichte der Krippe und der Hirten. Eine zahlreiche Menge der himmlischen Chöre singt während der Nacht: Ehre sey Gott in dem Himmel, und Friede auf der

Erde den Menschen, welche reinen Willens sind! Dieser Gesang ist werth der Engel, und gleichsam der Abriß der Christusreligion.

Wir glauben das Alterthum einigermaaßen zu kennen, und wir wagen es zu behaupten, daß man lange bei den schönsten Geistern Rom's und Griechenlands suchen müßte, ehe man etwas fände, was zugleich so einfach und so wunderbar wäre.

Wer das Evangelium (die Freudenbotschaft) mit ein wenig Aufmerksamkeit durchliest, wird darin jeden Augenblick bewunderungswürdige Dinge finden, welche anfänglich wegen ihrer außerordentlichen Einfalt dem Auge entwischen. Der heilige Lukas zum Beispiel steigt bei Anführung der Abstammung Christi bis zu der Entstehung der Welt. Angelangt bei den ersten Geschlechtsreihen, und fortfahrend in der Benennung der Stämme, spricht er: Cainan, qui fuit Henos, qui fuit Seth, qui fuit Adam, qui fuit Dei. Das einfache Wort: Qui fuit Dei da hingeworfen ohne Erläuterung und ohne Betrachtung, um die Schöpfung, den Ursprung, die Natur, das Ziel und das Geheimniß des Menschen zu erzählen, erscheint uns als die größte Erhabenheit.

Die Religion des Sohnes der Maria ist wie der Inbegriff der verschiedenen Religionen, gleichsam dasjenige, was in ihnen allen das Himmlische ist. Man kann in wenigen Worten das Wesen der

evangelischen Schreibart malen; es ist ein Ton väterlichen Ansehens, gemischt mit einer gewissen brüderlichen Nachsicht und mit einem gewissen Hinblicke auf einen Gott, welcher zu unserer Loskaufung sich herabließ, Sohn und Bruder der Menschen zu werden.

Je mehr man übrigens die Briefe der Apostel, vorzüglich jene des heiligen Paulus, liest, desto mehr geräth man in Erstaunen. Man begreift nicht, wer der Mensch ist, welcher in einer Art gemeiner Predigt mit vertraulichem Tone die erhabensten Reden vorträgt, zugleich die tiefsten Blicke in das Menschenherz wirft, die Natur des höchsten Wesens erklärt und die Zukunft voraussagt.

Dritter Abschnitt.

Die Bibel und Homer. Punkte der Vergleichung.

Man hat so viel über die Bibel geschrieben, man hat sie so oft erläutert, daß es vielleicht heut zu Tage kein Mittel mehr giebt, ihre Schönheiten fühlbar zu machen, als wenn man sie mit den Gedichten Homer's vergleicht. Diese Gedichte, geweiht durch die Jahrhunderte, empfiengen von der

Zeit eine Art Heiligkeit, welche die Vergleichung rechtfertigt und jede Vorstellung einer Entweihung verbannt. Wenn Jakob und Nestor nicht dem nämlichen Geschlechte angehören, so ist doch der eine wie der andere aus den ersten Altern der Welt, und man fühlt, daß nur Ein Schritt von den Palästen in Pylos zu den Gezelten von Israel geht.

Wir wollen in den folgenden Abschnitten untersuchen, wie die Bibel schöner sey, als Homer, indem wir die Uebereinstimmungen und die Verschiedenheiten zwischen der heiligen Schrift und den Werken dieses Dichters zeigen. Wir wollen diese beiden Denkmale betrachten, welche wie zwei einsame Säulen an der Pforte des Tempels des Genie's stehen und die einfache Vorhalle desselben bilden.

Fürs Erste verdient eine genaue Betrachtung das offenbare Ringen der beiden ältesten Sprachen der Welt, der Sprachen, in welchen Moses und Lykurgos ihre Gesetze verkündigten, Pindaros und David ihre Hymnen sangen.

Das Hebräische, kurz, kraftvoll, fast ohne Beugungen in seinen Zeitwörtern, zwanzig Wendungen des Gedankens durch die bloße Anhängung eines Buchstabens ausdrückend, verkündigt die Sprechart eines Volkes, welches durch eine merkwürdige Ver-

bindung die ursprüngliche Einfachheit mit der vollendetsten Kenntniß der Menschen vereint.

Das Griechische zeigt in seinen verwickelten Beugungen, in seinen Wendungen, in seiner weitläufigen Redekunst ein Volk von nachahmendem und geselligem Geiste, ein anmuthiges und selbstgefälliges Volk mit wohlklingenden und verschwenderischen Worten.

Will der Hebräer ein Zeitwort abwandeln, so braucht er nur die drei Grundbuchstaben zu kennen, welche in der Einzahl die dritte Person der vergangenen Zeit bilden. So findet er im Augenblicke alle Zeiten und alle Arten, indem er einige dienende Buchstaben vor, nach oder zwischen die drei Grundbuchstaben setzt.

Der Gang des Griechen ist viel verwickelter. Er muß das Charakteristikum, die Endung, das Augment und die Vorletzte gewisser Personen in den Zeiten der Zeitwörter beachten; alle diese Dinge sind schwierig zu erkennen, weil das Charakteristikum sich verliert, sich versetzt, oder mit einem unbekannten Buchstaben sich verbindet nach dem Buchstaben, vor welchen es zu stehen kommt.

Diese beiden Abwandlungen des Hebräischen und Griechischen, wovon die eine so einfach und so kurz, die andere so zusammengesetzt und so lang sich zeigt, scheinen das Gepräge des Geistes und der Sitten der Völker zu tragen, von welchem sie

gebildet wurden. Die erste zeigt die gedrungene Sprache des Patriarchen, welcher allein seinen Nachbar am Brunnen des Palmbaums besuchet; die zweite zeigt die weitläufige Beredsamkeit des Pelasgers, welcher an der Pforte des Gastfreundes sich darstellt.

Nimmt man, wie der Zufall es etwa giebt, irgend ein griechisches oder hebräisches Hauptwort, so entdeckt man darin noch mehr den Genius der beiden Sprachen. Nesher bedeutet im Hebräischen einen Adler; es kommt vom Zeitworte shur, betrachten, weil der Adler fest in die Sonne blickt; Adler im Griechischen heißt Ἄιεθος, Schnellflug.

Israel ward von demjenigen ergriffen, was an dem Adler das Erhabenste ist; es sah ihn unbeweglich auf dem Felsen des Gebirges, hinblickend auf das Gestirne des Tages beim Aufgang.

Athen bemerkte nur den Flug des Adlers, seine ungestüme Eile und jene Bewegung, welche der eigenen Bewegung des Genie's der Griechen entsprach. Dieß sind wirklich jene Bilder von Sonne, von Feuer, von Gebirgen, welche so oft in der Bibel vorkommen; dieß sind jene Gemälde von Getöse, von Wettlauf, von Durchzügen, welche so vielfältig in Homer erscheinen. *)

---

*) Αιεθος scheint verwandt mit dem Hebräischen Hait, mit Wuth losstürzen. Vielleicht leitet man

Als **Punkte** der Vergleichung erwählen wir:

Die Einfachheit;
Das Alterthümliche der Sitten;
Die Erzählung;
Die Beschreibung;
Die Vergleichungen oder die Bilder;
Das Erhabene.

Nun **prüfen** wir den ersten Punkt.

1. Einfachheit.

Die Einfachheit der Bibel ist kürzer und ernster; die Einfachheit Homer's länger und lachender.

Die erste enthält Denksprüche und kehrt zu den nämlichen Redeformen zurück, um neue Gegenstände auszudrücken.

Die zweite ist wortreich und wiederholt oft in den nämlichen Wendungen, was sie schon einmal sagte. Die Einfachheit der Schrift paßt für einen antiken Priester, welcher voll göttlichen und mensch-

---

es lieber von Ate, der Zauberer, und Ath, das Wunderwerk. So fände man die Zauberkunst in einer Wortabstammung. Das lateinische Aquila kommt offenbar von dem hebräischen Acuik, Krallenthier. Das A ist nur eine lateinische Endung. Was die Versetzung des K und seine Veränderung in Q betrifft, so bedeutet dieß wenig.

lichen Wissenschaften aus der Tiefe des Heiligthums die bestimmten Göttersprüche der Weisheit kund macht. Die Einfachheit des Poeten von Chios paßt für einen alten Reisenden, welcher am Heerde seines Gastfreundes erzählt, was er im Laufe eines langen und durchkreuzten Lebens erfuhr.

2. Alterthümlichkeit der Sitten.

Die Söhne der Hirten des Morgenlandes hüten die Heerden, wie die Söhne der Könige Ilion's. Aber wenn Paris nach Troja zurückkehrt, bewohnt er einen Pallast unter Sklaven und in den Wollüsten.

Ein Gezelt, ein genügsamer Tisch, bäurische Dienstleute, dieß ist alles, was die Kinder Jakob's bei ihrem Vater erwartet.

Kommt ein Gast zu einem Fürsten bei Homer, so führen Frauen, bisweilen sogar die Tochter des Königs, den Fremdling zum Bade. Man bietet ihm Wohlgerüche, man reicht ihm Wasser in Becken von Gold und Silber, man bekleidet ihn mit einem Mantel von Purpur, man führt ihn in den Festsaal, man bietet ihm den Sitz auf dem schönen elfenbeinernen Stuhle, welchen ein bequemes Fußbrett schmückt. Sklaven mischen Wein und Wasser in den Becher, und bieten ihm die Geschenke der Ceres in einem Korbe; der Herr

des Hauses selbst reicht ihm den saftigen Rücken des Opferbratens in einem Stücke, fünfmal so groß, als jenes der Andern. Indessen speist man mit großer Lust, und der Ueberfluß verjagt bald den Hunger. Am Ende des Gastmahles bittet man den Fremdling um Erzählung seiner Geschichte. Bei seiner Abreise endlich bietet man ihm reiche Geschenke, so dürftig auch seine Habe erscheinen mag; denn man setzt voraus, ein Gott sey in dieser Verhüllung gekommen, um das Herz der Könige zu prüfen; oder es sey ein dem Unglücke verfallener Mensch, folglich ein Liebling des Jupiter's.

Unter dem Gezelte Abraham's zeigt sich ein anderer Empfang. Der Patriarch tritt selbst dem Gaste einladend entgegen, er begrüßt ihn, und betet dann zu Gott. Die Söhne des Hauses nehmen die Kamele in Obhut und die Töchter bieten ihnen das Getränke. Man wäscht die Füße dem Reisenden; dieser setzt sich zur Erde und genießt schweigend das Mahl der Gastfreundschaft. Man befragt ihn nicht um seine Geschichte, man sucht ihn nicht zu erforschen; er bleibt, oder setzt die Reise fort nach Gutdünken. Bei seiner Abreise schließt man den Bund mit ihm, und errichtet den Stein des Zeugnisses. Dieser Altar soll den kommenden Jahrhunderten verkünden, daß zwei Menschen alter Zeiten sich auf dem Wege des

Lebens begegneten, daß sie nach brüderlicher Behandlung sich trennten, um sich niemals wieder zu sehen, und um große Landstrecken zwischen ihre Gräber zu setzen.

Man bemerke, daß der unbekannte Gast als ein Fremdling bei Homer, und als ein Reisender in der Bibel erscheint. Welche verschiedenen Ansichten von Menschenwesen! Der Grieche faßt nur eine kluge und örtliche Vorstellung, wo der Hebräer ein sittliches und allgemeines Gefühl aufstellt.

Bei Homer geschehen die bürgerlichen Geschäfte mit Geräusch und Pomp. Ein Richter, sitzend auf der Mitte des öffentlichen Platzes, verkündet mit lauter Stimme seine Rechtssprüche. Nestor hält am Gestade des Meeres die Opfer, oder die Reden an die Völker. Beim Hochzeitgelage erscheinen brennende Fackeln, eigene Gesänge, Kränze über den Pforten. Ein ganzes Heer oder Volk begleitet den Leichenzug eines Königs. Man leistet den Eidschwur im Namen der Furien u. s. w.

Jakob unter dem Palmbaume am Eingange seines Gezeltes spricht Recht über seine Hirten. «Lege die Hand in meine Seite,*) sagt Abraham seinem

---

*) Femur meum. Diese Gewohnheit, bei der Zeugung der Menschen zu schwören, giebt ein natür-

Diener, und schwöre mir, nach Mesopotamien zu ziehen.» Zwei Worte reichen hin, ein Ehebündniß am Rande der Quelle zu schließen. Der Diener bringt die Versprochne dem Sohne seines Herrn, oder der Sohn des Herrn verpflichtet sich, sieben Jahre lang die Heerden seines Schwiegervaters zu hüten, um seine Tochter zu erlangen. Einen Patriarchen tragen seine Söhne nach seinem Tode in die Grabhöhle seiner Ahnherren auf dem Gefilde von Ephron. Diese Sitten sind noch älter, als die homerischen Sitten, denn sie sind noch einfacher; sie haben eine Ruhe und einen Ernst, welche den griechischen mangeln.

3. Erzählung.

Homer's Erzählung unterbricht sich durch Abschweifungen, durch Gespräche, durch Beschreibungen von Gefäßen, von Kleidern, von Waffen und Zeptern, durch Stammtafeln von Menschen oder

---

liches Bild von den Sitten in den ersten Tagen der Welt, als die Erde noch ungeheure Einöden hatte, und als der Mensch für den Menschen noch wie das Liebste und Größte erschien. Auch die Griechen kannten diese Gewohnheit, wie man in dem Leben des Krates sieht. Diog. Laert. lib. VI.

Sachen. Die eigenen Namen strotzen von Beiwörtern. Ein Held heißt meistens der himmlische, ähnlich den Unsterblichen, oder geehrt von den Völkern gleich einem Gotte. Eine Fürstin hat stets die Lilienarme, sie ist stets gebildet wie der Stamm der Palme von Delos, und sie verdankt ihren Haarschmuck der jüngsten der Grazien.

Die Erzählung der Bibel ist rasch fortschreitend, ohne Abschweifung, ohne Gespräche; sie enthält Denksprüche, und die Personen werden ohne Schmeichelworte genannt. Die Namen kehren ohne Unterlaß zurück, selten ersetzt sie ein Fürwort; dieser Umstand, verbunden mit der häufigen Wiederholung des Bindeworts (und) verkündet durch diese Einfachheit eine dem Naturzustande viel nähere Gesellschaft, als diejenige, welche Homer malt. Alle Arten der Eigenliebe sind schon erwacht bei den Menschen der Odyssee; sie schlafen noch bei den Menschen der Genesis.

4. Beschreibung.

Die Beschreibungen Homer's sind lang, mögen sie dem zärtlichen oder schrecklichen, dem schwermüthigen oder anmuthigen, dem starken oder erhabenen Charakter angehören.

Die Bibel giebt in allen ihren Gattungen ge-

wöhnlich nur einen einzigen Zug; aber dieser Grundzug ist erschütternd und stellt den Gegenstand ganz vor das Auge.

5. Vergleichungen.

Die homerischen Vergleichungen verlängern sich durch dazwischenkommende Umstände. Sie erscheinen wie kleine Gemälde, aufgehängt an den Umgebungen eines Gebäudes, um das Auge nach Beschauung der Höhe der Dome ausruhen zu lassen, indem man es auf landschaftliche Scenen oder auf ländliche Sitten hinzieht.

Die Vergleichungen der Bibel bezeichnen sich im Allgemeinen mit wenigen Worten; es ist ein Löwe, ein Gießbach, ein Sturmwind, ein Brand, welcher brüllt, fällt, zerstört, verzehrt. Dennoch kennt sie auch die umständlichen Vergleichungen; aber dann nimmt sie einen morgenländischen Schwung, und giebt den Gegenstand als Person, wie den Stolz in der Zeder u. s. w.

6. Erhabenes.

Das Erhabene in Homer entspringt gewöhnlich aus der Vereinigung der Theile; es gelangt stufenweise zu seinem Ziele.

In der Bibel erscheint es fast immer unerwartet; es eilt daher wie der Blitzstrahl; man fühlt sich vom Rauch und Zickzack umgeben, ehe man ahnet getroffen zu seyn.

In Homer setzt sich das Erhabene zusammen durch die Uebereinstimmung der prachtvollen Worte mit dem großartigen Gedanken.

In der Bibel hingegen kommt das am meisten Erhabene oftmals von dem Gegensatze zwischen der Größe der Vorstellung und der Kleinheit, ja sogar der Gemeinheit des Wortes, womit sie ausgedrückt erscheint. Daraus entspringt eine Erschütterung, ein unglaublicher Schauder für die Seele; denn wenn der Geist, erhoben durch den Gedanken, in die höchsten Gegenden sich aufschwingt, läßt ihn der Ausdruck, anstatt ihn zu *unter*stützen, plötzlich vom Himmel auf die Erde fallen, und er stürzt aus dem Busen Gottes in den Schlamm dieses Weltalls. Diese Art von Erhabenheit, die ergreifendste von allen, paßt insonderheit für ein unendliches und furchtbares Wesen, welches zugleich die größten und die kleinsten Dinge umfeßt.

Vierter Abschnitt.

Fortsetzung der Vergleichung der Bibel mit Homer. Beispiele.

Einige Beispiele werden nun die Entwicklung der Vergleichspunkte vollenden. Wir wollen hiebei die umgekehrte Ordnung unseres bisherigen Ganges beobachten; wir beginnen nämlich mit solchen Theilen der Rede, von welchen man kurze und abgerissene Züge (so wie vom Erhabenen und von den Vergleichungen) zu geben vermag; dann schließen wir mit dem Einfachen und Alterthümlichen der Sitten.

Es giebt einen merkwürdigen Ort für das Erhabene in der Ilias. Er befindet sich dort, wo Achilles nach dem Tode des Patroklos waffenlos auf der Verschanzung der Griechen erscheint, und die Heerschaaren der Troer durch seine Schreie in Furcht setzt. *) Die goldene Wolke, welche die Stirne des Sohnes des Peleus umgiebt; die Flamme, welche sich über seinem Haupte erhebet;

---

*) Ilias. B. 18, V. 204.

die Vergleichung dieser Flamme mit einem Feuer, welches Nachts auf der Höhe eines belagerten Thurmes erscheint; die drei Schreie des Achilles, welche dreimal die Verwirrung in das troische Kriegsheer bringen; alles dieses bildet jenes Erhabene des Homer, welches nach unserer Behauptung entspringt aus der Vereinigung mehrerer schöner Zufälle mit dem prachtvollen Wohlklange der Worte.

Man vernehme nun ein Erhabenes von ganz verschiedener Art. Darin herrscht die Bewegung der Ode in ihrem höchsten Aufschwung.

«Wahrsagung über das Thal der Beschauung. Woher kommt es, daß du in solcher Menge über die Dächer hinanklimmst, du Stadt, voll des Getöses, du Stadt, voll Volkes, du triumphierende Stadt? Die Kinder sind erschlagen, und sie sind nicht gestorben durch das Schwert; sie sind nicht gefallen durch den Krieg. . . . Der Herr wird euch krönen mit einer Krone von Leiden. Er wird euch hinwerfen, wie eine Kugel auf ein breites und geräumiges Gefild. Da werdet ihr sterben; dahin wird führen der Triumphwagen eueres Ruhmes!» *)

In welche unbekannte Welt wirft uns der Prophet plötzlich! Wohin versetzt er uns? Wer ist

*) Jesaias. K. XII. V. 1 – 2 und 18.

der Sprechende und an wen ist das Wort gerichtet? Bewegung folgt auf Bewegung, und jeder Vers erscheint wie erstaunt über den vorangegangenen Vers. Die Stadt zeigt sich nicht mehr als eine Verbindung von Gebäuden, sie ist eine Frau, oder vielmehr eine geheimnißvolle Person, denn ihr Geschlecht ist nicht bezeichnet. Sie steigt auf die Dächer, um zu klagen, der Prophet theilt ihre Unordnung; er sagt in der Einzahl, warum steigst du, und dann setzt er versammelnd hinzu in solcher Menge. «Er wird euch hinwerfen wie eine Kugel auf ein geräumiges Gefild, und dahin wird führen der Triumphwagen eueres Ruhmes.» Diese Verbindung der Worte, und diese Dichterform ist ganz außerordentlich.

Homer hat tausend erhabene Arten einen gewaltsamen Tod zu malen; aber die Schrift übertraf alle durch das einzige Wort: «Der Erstgeborne des Todes wird seine Schönheit verschlingen.»

Der Erstgeborne des Todes, um zu sagen der schrecklichste Tod, gehört zu jenen Figuren, welche man nur in der Bibel findet. Man weiß nicht, wo der Menschengeist dieß aufsuchte; man kennt die Wege nicht, auf welchen er zu diesem Erhabenen gelangte. (Job. Kap. XVIII, V. 13.)

So nennt die Schrift den Tod ebenfalls den König des Entsetzens. Eben so sagt sie, indem sie von dem Gottlosen spricht: «Er ist schwanger von Schmerz und gebiert die Feindseligkeit.» (Job. K. XV, V. 35.)

Wenn der nämliche Job die Größe Gottes erheben will, ruft er aus: «Die Hölle steht nackt vor seinen Augen — Er ist es, welcher die Wasser in den Wolken zusammenhält — Er entnimmt den Königen das Wehrgehänge.» (Job. K. XXVI, V. 6, 12. K. XII, V. 18.)

Der Wahrsager Theoklymenes wird beim Feste Penelope's ergriffen von den Unheil verkündenden Vorzeichen, welche die Gegenwärtigen bedrohen. — «Ha Unglückliche! was trifft euch für Leid? Dunkel in Nacht ja sind euch Haupt und Antlitz gehüllt und unten die Glieder! Wehklag' hat sich empört, naß sind von der Thräne die Wangen! Blut auch sprengte die Wänd' und jegliche schöne Vertiefung! Voll ist schwebender Schatten die Flur, und voll auch der Vorhof, die zum Erebos eilen in Finsterniß! Aber die Sonn' ist ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht gräßliches Dunkel!» (Odyss. lib. XX. v. 350 — 358.)

So schrecklich dieses Erhabene immer seyn mag, so steht es doch unter der Erscheinung im Buche Job. «Im Grauen des nächtlichen Gesichtes, wenn der tiefeste Schlaf die Menschen

befällt, da ergriff mich Zittern und Zagen, und Schrecken durchdrang alle meine Gebeine. Ein Geist stand vor meinem Angesicht, gieng vor mir vorüber, und die Haare meines Leibes sträubten sich bergan. Es stand ein Bild vor meinem Angesicht, dessen Gestalt ich nicht kannte. Und ich hörte eine Stimme, wie eine leise Luft.» (Job. K. IV, V. 13 — 16.)

Hier erscheint viel weniger Blut, Finsterniß und Zerrbild, als in Homer; aber dieses unbekannte Antlitz und diese leise Luft enthalten in der That viel mehr Schreckliches.

Was das Erhabene betrifft, welches aus dem Zusammentreffen eines großen Gedankens mit einem kleinen Bilde entspringt, so werden wir bald ein schönes Beispiel bei Gelegenheit der Vergleichungen sehen.

Wenn der Sänger von Ilion einen jungen Mann, getroffen von der Lanze des Menelaos, malt, so vergleicht er ihn mit einem jungen Oelbaume, welcher, mit Blumen bedeckt, fern von den Sonnenstrahlen im Baumgarten auf fruchtbar bethauetem Boden unter dem Fächeln der Zephyre gepflanzt ist. Plötzlich wirft ihn ein ungestümer Windstoß auf seinen Geburtsplatz nieder, und er fällt dahin an den Bord der nährenden Wasser, welche den Saft in seine Wurzeln trugen. Hier

zeigt sich nun die lange homerische Vergleichung mit ihren reizenden Einzelnheiten.

Καλόν, τηλεθάον, τὸ δέ τε πνοιαὶ δονέουσι
Παντοίων ἀνέμων, καί τε βρύει ἄνθεϊ λευκῷ.
(Iliad. lib. XVII. v. 55—56.)

Man glaubt den Hauch des Windes zu hören in dem Wipfel des jungen Oelbaumes. Quam flatus motant omnium ventorum.

Die Bibel giebt statt allem diesem einen einzigen Zug: «Der Gottlose, sagt sie, wird abgerissen, wie der zarte Weinstock, und wie der Oelbaum seine Blüthen fallen läßt.» (Job. K. XV. V. 33.)

Isaias ruft: «Die Erde wird wanken, wie ein betrunkener Mensch; sie wird weggetragen, wie ein Gezelt, das aufgeschlagen wird für eine Nacht.» (Is. K. XXIV. V. 20.)

Hier besteht das Erhabene im Gegensatze. Bei dem Ausdrucke *sie wird weggetragen* bleibt der Geist festgehalten und erwartet irgend eine Vergleichung, worauf der Prophet hinzusetzt *wie ein Gezelt, das aufgeschlagen ward für Eine Nacht*. Man sieht die Erde, welche uns so ungeheuer erscheint, in den Lüften aufgehängt wie ein kleines Gezelt; mit Leichtigkeit trägt fort der *starke Gott*, welcher es ausspannte, und für welchen die Dauer der Jahrhunderte kaum wie eine flüchtige Nacht erscheinen.

Die zweite Art der Vergleichung, welche wir in der Bibel finden, nämlich die lange Vergleichung, steht ebenfalls in Job. «Ihr sehet den Gottlosen erfrischt vor dem Aufgange der Sonne, und sein Stamm wächst fröhlich in seinem Garten. Seine Wurzeln vervielfältigen sich in einem Haufen Gestein, worin er sich festhält. Entreißt man ihn seiner Stelle, so wird der Ort selbst, der ihn trug, ihm entsagen, und sprechen: Ich kannte dich nicht.» (Job. K. VIII, V. 16. 17 — 18.)

Wie bewunderungswürdig erscheint diese Vergleichung, oder vielmehr diese verlängerte Figur! So werden die Gottlosen verläugnet von den verdorrten Herzen, von jenen Haufen Gestein, auf welchen sie in verbrecherischem Glücke thöricht ihre Wurzeln einschlagen. Diese Kiesel, welche zu reden beginnen, zeigen eine Art von Personifikation, welche der Poet von Ionien fast nicht kannte. Doch läßt Homer das Gestade des Hellespont's weinen.

Ezechiel ruft, indem er den Fall von Tyrus vorhersagt: «Die Schiffe werden zittern, während euch das Schrecknis ergreift; die Inseln des Meeres werden schaudern, wenn sie sehen, daß Niemand mehr aus euern Thoren hervorgeht.» (Ezechiel. K. XXVI. V. 18.)

Giebt es etwas Furchtbareres, als dieses Bild? Man glaubt jene einst gewerbfleißige und volk-

erfüllte Stadt zu sehen, wie sie aufrecht da steht mit ihren Thürmen und ihren Gebäuden, während kein lebendes Wesen in ihren verödeten Straßen umhergeht, oder durch ihre verlassenen Thore hervortritt.

Wir kommen nun zu den Beispielen der Erzählungen, wo wir das Gefühl, die Beschreibung, das Bild, die Einfachheit und das Alterthümliche der Sitten vereint finden.

Die berühmtesten Stellen, die gekanntesten und bewundertsten Züge in Homer finden sich fast Wort für Wort in der Bibel, und zwar mit unbestreitbaren Vorzügen.

Ulysses befindet sich beim Feste des Königs Alkinoos. Demodokos singt den Krieg von Troja und das Unglück der Griechen. « Solches sang der gepriesene Demodokos. Aber Odysseus, schnell sein Purpurgewand mit nervichten Händen erhebend, zog es über das Haupt und verbarg sein herrliches Antlitz, daß nicht sähn die Fäaken die rinnende Thrän' aus den Wimpern. Jetzo, nachdem vom Gesang' ablieߟ der göttliche Sänger, trocknet er schnell sich die Thrän' und nahm vom Haupte den Mantel, faßte den doppelten Becher des Weins und sprengte den Göttern. Doch da er wieder begann, und umher die Fäakerfürsten ihn zum Gesang anreizten, erfreut durch die Worte

des Liedes; trauerte wieder Odysseus, das Haupt in den Mantel sich hüllend. (Odyssee. B. VIII. V. 82—93.)

Die Schönheiten dieser Art sind es, welche dem Homer von Jahrhundert zu Jahrhundert den ersten Platz unter den vorzüglichsten Geistern versicherten. Es liegt keine Schmach für sein Andenken darin, daß er in solchen Gemälden nur von jenen Menschen besiegt wurde, welche unter der Eingebung des Himmels schrieben. Aber besiegt wurde er ohne Zweifel, und auf eine Art, welche dem Kritiker keine Ausflucht gestattet.

Joseph's eigene Brüder, welche diesen mächtigen Mann verkauft hatten, kehren zu ihm zurück, ohne ihn wieder zu erkennen; sie bringen ihm den jungen Benjamin, welchen er verlangte. «Joseph grüßte sie auch mit freundlichem Gesichte, und fragte sie also: Euer Vater, der Greis, von welchem ihr sprechet, lebt er noch, befindet er sich wohl? Sie antworteten ihm: Unser Vater, euer Diener, ist annoch am Leben, und er befindet sich wohl; und tief sich verbeugend beteten sie ihn an. Joseph erhob die Augen, sah Benjamin, seinen Bruder, den Sohn von Rachel, seiner Mutter, und sprach zu ihnen: Ist dieser da der jüngste von euern Brüdern, wovon ihr mir geredet? Mein Sohn, setzte er hinzu, ich bitte Gott, daß er dir stets günstig sey. Und er eilte hinauszugehen

denn sein Eingeweide war heftig bewegt beim Anblicke seines Bruders und er konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten; da er also in das andere Zimmer gekommen war, weinte er. Und nachdem er sein Angesicht gewaschen, kehrte er zurück und that sich Gewalt an, und sprach zu seinen Dienern: Bringet zu essen.» (Genes. K. XXXXIII, V. 27 ff.)

Man betrachte die Thränen Joseph's im Gegensatze mit den Thränen des Odysseus; hier erscheinen ähnliche Schönheiten, und dennoch welch ein Unterschied des Pathetischen! Joseph's Thränen beim Anblicke seiner undankbaren Brüder, so wie des jungen und unschuldigen Benjamin's, diese Art Nachrichten einzuziehen vom Vater, diese anbetungswürdige Einfachheit, dieses Gemische von Bitterkeit und Milde; die Thränen steigen dabei unwillkührlich ins Auge, und man fühlt sich geneigt mit Joseph zu weinen.

Ulysses, beim Eumäos verborgen, giebt sich dem Telemach zu erkennen. Er tritt aus dem Hause des Hirten, wirft seine Fetzen von sich, erhält seine Schönheit durch Berührung der Minerva wieder, und kehrt prächtig gekleidet zurück. «Mit Staunen erblickt' ihn der Sohn nun, wandte die Augen hinweg, und fürchtete, daß er ein Gott sey; und mit erhobenem Laut die geflügelten Worte begann er: «Anders traun, o Fremdling, erscheinst

du mir jetzo, denn vormals, andere Kleider auch hast du; die ganze Gestalt ist verwandelt. Wahrlich ein Gott bist du, wie sie doch obwalten im Himmel! Sey uns hold; damit wir gefällige Opfer dir bringen, auch Geschenke von Gold, kunstprangende! Schone doch unser! Ihm antwortete drauf der herrliche Dulder Odysseus: Nein, ich bin kein Gott, wie wär' ich Unsterblichen ähnlich? sondern ich bin dein Vater, um den du mit innigen Seufzern so viel Kränkungen duldest, dem Trotz der Männer dich schmiegend. Also sprach er, und küßte den Sohn; und herab von den Wangen stürzte die Thrän' ihm zur Erde, die stets mit Gewalt er gehemmet.» (Odyssee. B. XVI, V. 178 — 191.)

Wir kehren später zu dieser Erkennungsscene zurück; vorher betrachten wir jene von Joseph und seinen Brüdern. Nachdem Joseph einen Becher in den Sack Benjamin's hatte stecken lassen, befiehlt er die Kinder Jakob's festzuhalten; diese gerathen in Bestürzung; Joseph stellt sich, als wollte er den Schuldigen nicht mehr frei geben; Judas erbietet sich als Geisel für Benjamin; er erzählt dem Joseph, was Jakob ihm vor der Abreise nach Aegypten gesagt hätte. «Ihr wisset, daß ich zwei Söhne bekam von Rachel, meiner Frau. Der eine von ihnen war auf die Felder gegangen; ihr sagtet mir, ein wildes Thier hätte ihn zerrissen; er erschien nicht mehr bis zu dieser Stunde. Wenn ihr auch

diesen noch fortführt, und ihm unterwegs ein Unfall begegnet, so beladet ihr mein Alter mit einem Jammer, welcher es in das Grab stürzt. Joseph konnte sich nicht mehr halten, und da er von mehreren Personen umgeben war, befahl er, daß Alle hinausgehen sollten, damit kein Fremdling gegenwärtig wäre, wenn er sich seinen Brüdern zu erkennen gebe. Dann fielen Thränen aus seinen Augen, er erhob stark seine Stimme, so daß die Aegypter und das ganze Haus Pharao's sie vernahmen. Er sprach zu seinen Brüdern: Ich bin Joseph; mein Vater, lebt er noch? Aber seine Brüder konnten ihm nicht antworten, so sehr waren sie ergriffen von Schrecken. Er sprach zu ihnen mit Milde, und sagte: «Nahet euch mir. Und als sie sich genahet hatten, fügte er hinzu: Ich bin Joseph, euer Bruder, welchen ihr nach Aegypten verkauftet. Fürchtet nichts. Nicht durch euern Entschluß ward ich hieher gesandt, sondern durch den Willen Gottes. Beeilet euch, wieder zurückzukehren zu meinem Vater. . . . Und als er sich an den Hals seines Bruders Benjamin geworfen, weinte er, und Benjamin weinte ebenfalls, als er ihn umarmt hielt. Joseph umarmte auch alle seine Brüder, und er weinte über Jeglichen von ihnen.» (Genes. K. XXXXIV, V. 27 ff. K. XXXXV, V. 1 ff.)

So lautet die Geschichte Joseph's. Man findet sie nicht in dem Werke eines Sophisten. (Denn nichts, was mit dem Herzen und mit Thränen gemacht ist, gehört den Sophisten an!) Man findet diese Geschichte in dem Buche, welches zur Grundlage einer Religion dient, welche von den Freigeistern verachtet wird, und welche vielleicht das volle Recht besäße, ihnen Verachtung mit Verachtung zu erwiedern. Nun wollen wir sehen, wodurch die Wiedererkennung Joseph's und seiner Brüder jene des Ulysses und Telemach übertrifft.

Homer fiel nach unserer Meinung in einen Irrthum durch Anwendung des Wunderbaren. In den dramatischen Scenen, wo die Leidenschaften in Bewegung gerathen und alle Wunder aus der Seele sich entfernen, macht die Dazwischenkunft einer Gottheit die Handlung kalt, sie giebt den Gefühlen das Ansehen der Erdichtung, und zeigt die Täuschung des Poeten, wo man nichts finden will, als die Wahrheit. Wenn Ulysses sich unter seinen Fetzen durch irgend ein natürliches Merkmal erkennbar machte, würde er vielmehr rühren. Homer selbst hatte dieß gefühlt, denn der König von Ithaka entdeckt sich seiner Säugamme Euryklea durch eine alte Narbe, so wie dem Laertes durch den Umstand der dreizehn Birnbäume,

welche der Greis einst dem Ulysses als Knaben schenkte. Man bemerkt mit Vergnügen, daß das Herz des Städtezerstörers eben so gebildet ist, wie jenes des gemeinsten der Sterblichen, indem die einfachen Regungen den Grundzug desselben ausmachen.

Das Wiedererkennen wird in der Genesis viel schöner herbeigeführt. Ein Becher wird durch die unschuldigste Rache in den Sack eines jungen unschuldigen Bruders gesteckt; verbrecherische Brüder gerathen in Verzweiflung, weil sie die Trauer ihres Vaters bedenken; das Bild von dem Schmerze Jakob's bricht plötzlich Joseph's Herz, und zwingt ihn zur Entdeckung früher, als er beschlossen hatte. In Rücksicht des berühmten Ausdruckes: Ich bin Joseph, weiß man, daß er sogar Voltaire zu Thränen der Bewunderung zwang. Das *Πατὴρ σεός εἰμι*, ich bin dein Vater, steht weit unter dem Ego sum Joseph. Ulysses findet in Telemach einen gehorsamen und treuen Sohn. Joseph spricht zu Brüdern, welche ihn verkauften; er sagt zu ihnen nicht: Ich bin euer Bruder; er sagt ihnen bloß: Ich bin Joseph. Alles liegt für sie in dem Worte Joseph. Wie Telemach erscheinen sie bestürzt; aber es ist nicht die Würde des Ministers Pharao's, welche sie erschüttert; es ist etwas in der Tiefe ihres Gewissens.

Ulysses hält an Telemach eine lange Rede für den Beweis, daß er sein Vater sey; Joseph bedarf nicht so vieler Worte mit den Söhnen Jakob's; er ruft sie zu sich; denn wenn er die Stimme so hoch erhob, um vom ganzen Haus Pharao's vernommen zu werden, als er sprach: Ich bin Joseph, so müssen seine Brüder jetzo ganz allein die Erklärung vernehmen, welche er mit leiser Stimme hinzufügt: Ego sum Joseph, frater vester, quem vendidistis in Aegyptum. Hier erscheinen die Zartheit, der Edelmuth und die Einfachheit bis zu dem höchsten Grade erhoben.

Wir dürfen ja nicht vergessen zu bemerken, mit welcher Güte Joseph seine Brüder tröstet und ihnen Entschuldigungen bietet, indem er sagt, sie hätten ihn nicht nur nicht unglücklich gemacht, sondern sie seyen im Gegentheile die Ursache seiner Größe geworden. In der heiligen Schrift aber fehlet niemals, daß sie die Vorsehung in dem Hintergunde ihrer Gemälde aufstellt. Dieser große Rathschluß Gottes, welcher die menschlichen Angelegenheiten leitet, sogar dann, wenn sie den Gesetzen des Zufalls am meisten hingegeben scheinen, ergreift wunderbar den Geist. Man liebt jene in der Wolke verborgene Hand, welche ununterbrochen die Menschen bearbeitet; man denkt sich sehr gerne als etwas in den Entwürfen der Allweisheit, und

fühlt gerne, daß der Augenblick unseres Lebens dem Entwurfe der Ewigkeit angehöre.

Alles ist groß mit Gott, Alles ist klein ohne Gott; dieß erstreckt sich sogar auf die Gefühle. Man setze, Alles geschehe in der Geschichte Joseph's, wie die Genesis es bezeichnete; man erkenne, daß Jakob's Sohn eben so gut, eben so empfindsam sey, wie er ist; aber er sey Philosoph. Anstatt also zu sagen: Ich bin hier durch den Willen des Herrn, muß er sagen: Das Schicksal hat mich begünstiget. Nun verkleinern sich die Gegenstände, der Kreis verengt sich, und das Pathetische verschwindet mit den Thränen.

Joseph umarmt endlich seine Brüder, wie Ulysses den Telemach umarmt, aber er beginnt mit Benjamin. Ein neuerer Schriftsteller hätte gewiß nicht versäumt, ihn vor Allen an den Hals des Schuldigsten der Brüder sich werfen zu lassen, damit sein Held einer wahren tragischen Person gliche. Die Bibel kannte das Menschenherz richtiger; sie verstand es, diese Uebertreibung des Gefühles zu würdigen, wodurch ein Mensch stets in der Anstrengung erscheint, eine von ihm groß geglaubte Sache zu vollbringen, oder einen von ihm groß geglaubten Gedanken zu sagen. Uebrigens scheint uns die Vergleichung, welche Homer zwischen den

Seufzern des Telemach und Ulysses mit den Schreien des Adlers und seiner Jungen macht, an diesem Orts als eine Ueberladung. «Und als er sich an den Hals Benjamin's zur Umarmung geworfen, weinte er, und Benjamin weinte ebenfalls, als er ihn umarmt hielt,» — dieß ist die einzige Pracht der Schreibart, welche für solche Gelegenheiten paßt.

Wir finden in der heiligen Schrift mehrere andere Beispiele von Erzählungen, welche die nämliche Vollkommenheit, wie jene von Joseph besitzen; aber der Leser kann leicht die Vergleichung mit den Stellen Homer's durchführen. Er wird zum Beispiele das Buch Ruth mit dem Buche des Empfanges des Ulysses bei Eumäos vergleichen.

Tobias bietet rührende Aehnlichkeiten mit einigen Vorgängen der Ilias und Odyssee; den Priamus führt Merkurius unter der Gestalt eines Jünglings, wie den Sohn des Tobias ein Engel führt unter der nämlichen Verhüllung. Nicht vergessen darf man jenen Hund, welcher alten Eltern die Rückkehr eines geliebten Sohnes zu verkündigen läuft, und jenen andern Hund, welcher unter undankbaren Dienern treu geblieben, seine Bestimmung erfüllt, sobald er seinen Herrn unter den Fetzen des Unglücklichen erkannte. Nausikaa

und Pharao's Tochter wollen ihre Gewänder in den Strömen waschen; jene findet den Ulysses, diese den Moses.

Insonderheit befinden sich in der Bibel gewisse Arten von Ausdrücken, welche nach unserer Meinung rührender sind, als die ganze Dichtung Homer's. Will dieser das Alter malen, so sagt er: «Nestor, dieser Redner von Pylos, dieser hinreißende Mund, dessen Worte süßer waren, als der Honig, erhob sich inmitten der Versammlung. Schon hatte er durch seine Reden zwei Geschlechter der Menschen entzückt, unter welchen er gelebt hatte in der großen Pylos; jetzt beherrschte er das dritte Geschlecht.» (Ilias. B. I, V. 257 — 262.)

Diese Stelle enthält alle Schönheit des Alterthümlichen und allen Zauber des Wohlklanges. Der zweite Vers ahmt nach die Süßigkeit des Honigs und die salbungreiche Beredtsamkeit eines Greises. Τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

Pharao fragte den Jakob über sein Alter. Der Patriarch antwortet: «Es sind hundert und dreißig Jahre, seitdem ich ein Wanderer bin. Kurz und schlimm waren meine Tage und sie glichen nicht jenen meiner Väter.» (Genes. K. VI, VII, V. 9.)

Hier erscheinen zwei sehr verschiedene Arten von Alterthum. Die eine besteht in Bildern, die andere in Gefühlen; die eine erweckt lachende Vorstellungen, die andere trübe Gedanken; die eine zeigt den Völkerfürsten und den Greis nur in dem Verhältnisse einer Lage des Lebens; die andere betrachtet ihn einzeln und ganz. Im Allgemeinen giebt Homer mehr zu denken über die Menschen, die Bibel aber über den Menschen.

Homer sprach oftmals von den Freuden zweier Gatten; aber schilderte er sie jedesmal auf diese Weise? «Isak ließ Rebekka herein treten in das Gezelt seiner Mutter Sara, und er nahm sie zur Gattin, und er hatte solche Freude an ihr, daß der Schmerz, welchen er über den Tod seiner Mutter empfand, sich linderte.» (Genes. B. XXIII, V. 27.)

Wir beschließen diese Vergleichung und unsere christliche Poetik durch einen Versuch, welcher den Unterschied zwischen der Schreibart der Bibel und der Schreibart Homer's augenblicklich darstellen wird. Wir nehmen ein Stück aus der erstern, um es mit den Farben des letztern zu malen. Ruth spricht also zu Noemi: «Widerstrebe mir nicht, indem du mich zwingest, dich zu verlassen und fortzuziehen. An welchen Ort du gehest, werde ich gehen mit dir. Ich werde sterben, wo

du stirbst; dein Volk wird mein Volk seyn, und dein Gott wird mein Gott seyn.» (Ruth. K. I, V. 6.)

Wir wollen es versuchen, diesen Vers in homerische Sprache zu übersetzen. «Die schöne Ruth antwortete der weisen Noemi, welche die Völker gleich einer Göttin verehrten: Höre auf, dem zu widerstreben, wozu eine Gottheit mich begeistert; ich sage dir die Wahrheit, so wie ich sie weiß, und ohne Verstellung. Ich bin entschlossen dir zu folgen. Ich bleibe bei dir, wenn du verweilest bei den Moabiten, welche geschickt sind im Lanzenwurf, oder wenn du heimkehrst in das Land Juda, welches so fruchtbar ist an Oelbäumen. Mit dir will ich um Gastfreundschaft flehen zu den Völkern, welche die Bittenden ehren. Unsere Asche soll sich vermischen in der nämlichen Urne, und dem Gotte, welcher dich begleitet, bringe ich täglich willkommene Opfer. Sprach's, und wie wenn der stärkste Zephyr einen warmen Regen von der Seite des Abends heraufführt, die Landleute das Korn und die Gerste bereiten, und schön geflochtene Körbe von Binsen herstellen, denn sie wissen, daß dieser linde Regen die Erdscholle erweichet, und sie bereitet die kostbaren Geschenke der Ceres zu empfangen, also erweichten

die Worte von Ruth, wie ein fruchtbarer Regen das Herz von Noemi.»

So sehr unsere schwachen Talente uns gestatteten, den Homer nachzuahmen, geben wir hier vielleicht einen Schatten von der Schreibart dieses unsterblichen Geistes. Aber dieser Vers der Ruth, verlor er nicht in dieser Erweiterung den eigenthümlichen Reiz, welchen die Schrift enthält? Welche Dichtung erreicht jemals diese einzige Stelle: Populus tuus, populus meus, deus tuus, deus meus. Nun kann man leicht eine Stelle in Homer wählen, die Farben derselben verwischen und nur den Grundzug nach Art der Bibel übrig lassen.

Dadurch hoffen wir (so weit es unsere Einsichten gestatteten) den Lesern einige von den unzähligen Schönheiten der heiligen Bücher entwickelt zu haben. Wir wollen uns glücklich preisen, wenn es uns gelang, sie zur Bewunderung zu stimmen für den großen und erhabenen Grundstein, welcher die Kirche Jesu Christi trägt.

«Wenn die Bibel, sagt der heilige Gregor der Große, solche Geheimnisse in sich schließt, welche den Geist der Aufgeklärtesten zur Anstrengung auffordern, so enthält sie auch einfache Wahrheiten, welche den Schwachen und Unwissenden

Nahrung bieten. Sie trägt äußerlich Milch für die Kinder, und erregt in ihren geheimsten Falten die Bewunderung der erhabensten Gemüther. Sie gleicht einem Strome, dessen niedrige Wasser an einigen Orten ein Lamm zu durchschreiten vermöchte, während in andern Gegenden seine tiefern Wellen einen Elephanten trügen.»

Dritter Haupttheil.

Kunstsinn und Wissenschaftlichkeit.

Erstes Buch.

Schöne Künste.

Erster Abschnitt.

Tonkunst. Einfluß des Christenthums auf Tonkunst.

Die schönen Künste, die Schwestern der Dichtung, werden nun der Gegenstand unserer Untersuchung. Hinwandelnd auf den Pfaden der christlichen Religion erkannten sie dieselbe alsogleich für ihre Mutter, sobald diese in der Welt erschien. Sie liehen derselben ihre irdischen Reize, sie gab ihnen ihre Göttlichkeit. Die Tonkunst bezeichnete ihre Gesänge, die Malerei stellte ihre schmerzhaften Triumphe dar, die Bildnerei gefiel sich mit ihr

über Gräbern zu verweilen, und die Baukunst errichtete ihr Tempel, durch Erhabenheit und Geheimniß passend zu ihrem Gedanken.

Platon bezeichnete wunderbar die Natur der Tonkunst, indem er sagt: «Man muß über die Tonkunst nicht urtheilen nach dem Vergnügen; man muß nicht diejenige aufsuchen, welche kein anderes Ziel, als das Vergnügen sich setzt, sondern diejenige, welche in sich die Aehnlichkeit mit dem Schönen enthält.»

Die Tonkunst als Kunst betrachtet, ist eine Nachahmung der Natur; ihre Vollkommenheit besteht also in der Darstellung der möglich schönsten Natur. Das Vergnügen aber ist eine Sache der Meinung, welche sich ändert nach den Zeiten, den Sitten und den Völkern, und welche nicht das Schöne seyn kann, denn das Schöne ist immer dasselbe, und besteht unbedingt. Daher begünstigt jede Anstalt, welche die Seele reinigt, aus ihr die Verwirrung und den Mißlaut verbannt, in ihr die Tugend sprießen macht, durch diese Eigenschaft die schönste Musik oder die vollkommenste Nachahmung des Schönen. Gehört aber diese Anstalt überdem dem kirchlichen Wesen an, so besitzt sie die zwei Beschaffenheiten, welche wesentlich zur Harmonie gehören, das Schöne und das Geheimnißvolle. Der Gesang kommt uns von den

Engeln und die Quelle der Wohlklänge liegt in dem Himmel.

Die Religion läßt mitten in der Nacht die Vestalin unter ihren ruhigen Domen die Gebete zum Himmel schicken; die Religion singt so lieblich am Rande des Bettes der Unglücklichen. Jeremias dankte ihr seine Klaggesänge und David seine erhabenen Bußpsalmen. Stolzer im alten Bunde malte sie nur Schmerzen der Könige und der Gottesgesandten; bescheidener, doch nicht minder königlich im neuen Gesetze, passen ihre Seufzer eben so für die Mächtigen, wie für die Schwachen, denn sie fand in Christus die Niedrigkeit, vereint mit der Höhe.

Man bemerke noch, daß die christliche Religion wesentlich die Melodie begünstige aus dem einfachen Grunde, weil sie die Einsamkeit liebt. Nicht etwa als wäre sie eine Feindin der Welt, sie zeigt sich darin im Gegentheile sehr liebenswürdig; aber diese himmlische Philomele zieht lieber in unbekannte Einöden. Sie erscheint fast wie ein Fremdling unter den Dächern der Menschen; sie weilt gerne in den Wäldern, worin die Palläste ihres Vaters und ihre alte Heimath sich befinden. Dort erhebt sie die Stimme zum Himmelsgebäude, mitten in den tausendfältigen Wohlklängen der Natur. Die Natur verkündigt ohne Unterlaß das Lob des

Schöpfers, und es gibt nichts frommeres, als die Lobgesänge, welche mit den Winden die Eichen und die Gebüsche der Wüste anstimmen.

Darum muß der Tonkünstler, welcher der Religion in ihren Beziehungen zu folgen gedenket, nothwendig die Nachahmung der Harmonien der Einöde erlernen. Er muß völlig ergründen die Klänge, welche die Bäume und die Gewässer hervorbringen; er muß gehört haben das Brausen des Windes in den Klostermauern, und die Arten des Gemurmels, welches man in den gothischen Tempeln, unter den Gräsern der Kirchhöfe und in den Grabgewölben der Todten vernimmt.

Das Christenthum erfand die Orgel, und gab Seufzer sogar dem Erze. Es rettete die Tonkunst in den barbarischen Jahrhunderten; dort wo es seinen Thron aufschlug, bildete sich auch ein Volk, welches singt nach seiner Natur, wie die Vögel. Als es die Wilden an feinere Sitten gewöhnte, geschah dieß durch heilige Gesänge; und der Irokese, welcher sich seinen Glaubenssätzen nicht unterwarf, beugte sich vor seinen Wohlklängen. Religion des Friedens! Du gabst den Sterblichen nicht, wie andere Arten des Gottesdienstes, Vorschriften des Hasses und der Zwietracht; du lehrtest sie nur die Liebe und den Wohlklang.

Zweiter Abschnitt.

Gregorianischer Gesang.

Wenn die Geschichte auch nicht bewiese, daß der gregorianische Gesang das Ueberbleibsel jener antiken Musik sey, von welcher man so viele Wunder erzählet, so würde schon die Prüfung seiner Skala allein uns von seinem hohen Ursprunge überzeugen. Vor Guido von Arezzo erhob sie sich nicht über die Quinte, mit ut beginnend; ut, re, mi, fa, sol. Diese fünf Klänge enthalten den natürlichen Tonschlüssel der Stimme und geben einen vollen und angenehmen musikalischen Gesang.

Burette bewahrte uns einige griechische Lieder. Vergleicht man sie mit dem einfachen Gesange, so erkennt man darin die nämliche Grundrichtung. Der größte Theil der Psalmen ist erhaben in seinem Ernste, vorzüglich das Dixit dominus domino meo, das Confiteor tibi und das Laudate pueri. Das von Rameau geordnete In exitu trägt einen weniger alten Charakter; es entsprang

vielleicht in der Zeit des Ut queant laxis, nämlich in dem Jahrhunderte Karl's des Großen.

Das Christenthum ist ernst wie der Mensch, und sein Lächeln ist sogar feierlich. Nichts ist so schön wie die Klagetöne, welche unsere Leiden der Religion entreißen. Das Gebet für die Todten (De profundis) ist ein Meisterwerk; man glaubt die dumpfen Wiederhalle des Grabes zu vernehmen. Darf man einer alten Ueberlieferung glauben, so ist der Gesang von Befreiung der Todten, wie ihn einer unserer beßten Dichter benennet, der nämliche, welchen die Athenienser zur Zeit des Perikles bei ihren Leichenzügen vortrugen.

Unter den Kirchengesängen der heiligen Woche bemerkt man die Passion des heiligen Matthäus. Die Erzählung des Geschichtschreibers, die Schreie der jüdischen Volksmenge, der Adel in den Worten des Heilands bilden ein pathetisches Drama.

Pergolese entwickelte in dem Stabat mater den ganzen Reichthum seiner Kunst; aber übertraf er den einfachen Gesang der Kirche? Er änderte die Musik bei jeder Strophe; dennoch besteht der wesentliche Charakter der Trauer in der Wiederholung des nämlichen Gefühles, so zu sagen, in der Eintönigkeit des Schmerzens. Verschiedene Gründe können uns bis zu Thränen bringen; aber die Thränen enthalten stets eine ähn-

liche Bitterkeit. Uebrigens weint man selten über eine Reihe von Uebeln zugleich; wenn sich aber die Wunden vervielfältigen, gräbt Eine von ihnen stets tiefer als die andern, und sie verschlingt endlich die geringern Leiden. Darin liegt der Grund des Zaubers unserer alten französischen Romanzen. Dieser wiederkehrende Gesang, welcher auf jede Stanze der verschiedenen Worte paßt, entspricht völlig der Natur. Der leidende Mensch wandelt so mit seinen Gedanken über verschiedene Bilder, während die Tiefe seiner Leiden stets dieselbe bleibt.

Pergolese verkannte also diese Wahrheit, welche mit dem Wesen der Leidenschaften zusammenhängt, denn er wollte, daß kein Seufzer der Seele demjenigen gliche, welcher demselben vorangieng. Ueberall, wo es Abwechslung giebt, herrscht Zerstreuung, und überall, wo Zerstreuung herrscht, giebt es keine Trauer. So nothwendig ist die Einheit dem Gefühle; so schwach ist der Mensch in demjenigen Theile, worin seine ganze Stärke besteht, nämlich in den Schmerzen.

Der Vortrag der Klaggesänge des Jeremias hat einen eigenthümlichen Charakter; er mag von Neuern überarbeitet worden seyn, aber die Grundanlage desselben scheint uns hebräisch, denn er gleicht keineswegs den griechischen Tonarten des einfachen Gesanges. Den Pentateuch sang man zu Jerusalem

wie Hirtenlieder nach einer eintönigen und lieblichen Weise; die Wahrsagungen trug *man vor* in hartem und erhabenen Tone; die Psalmen *hatten* eigenthümliche Sangweisen in der *entzückten* Art. *) Hier gelangen wir wieder zu *jenen* großen Erinnerungen, welche der katholische Gottesdienst täglich mit sich führt. Moses und Homer, der Libanon und der Cythäron, Hierosolyma und Rom, Babylon und Athen ließen ihre heiligen Ueberreste auf unsern Altären.

Der höchste Feuereifer begeisterte endlich zu dem Te Deum. Wenn auf den Ebenen von Lens oder Fontenoy mitten unter dem Donner und dem noch rauchenden Blute, beim Getöse der Clarinetten und Trompeten ein französisches Kriegsheer, gemäht von den Feuerschlünden, sein Knie beugte und den Hymnus an den Gott der Schlachten anstimmte — oder wenn mitten unter Lampen, unter Goldgeräthen, unter Fackelschein, unter Wohlgerüchen, bei den Tönen der Orgel, beim Klange der Glocken, beim Geräusche der Hörner und der Bässe diese Hymne wiederhallend anschlug an die hohen Fenster, an die unterirdischen Gewölbe und an die erhabenen Decken eines alten Domes —

---

*) Bonnet. Geschichte der Tonkunst und ihrer Wirkungen.

dann war jedes Menschenherz hingerissen; jedes Menschenherz fühlte jene Bewegung und Anwandlung des Entzückens, welche Pindar aussprach in dem heiligen Haine von Olympia, oder David am brausenden Bache Kedrou.

Indem wir übrigens nur von den griechischen Gesängen der Kirche sprechen, haben wir nicht alle unsere Hilfsmittel gebraucht, denn wir könnten zeigen, wie ein Ambrosius, Damasus, ein Leon, ein Gregorius selbst an der Wiederherstellung der Musik arbeiteten; wir könnten alle Meisterstücke der neuen Tonkunst anführen, welche für die christlichen Kirchenfeste verfaßt wurden; wir könnten endlich alle jenen großen Meister nennen, die Vinci, Leo, Hasse, Galuppi, Durante, welche erzogen, gebildet oder beschützt wurden in den Oratorien von Venedig, von Neapel, von Rom und an dem Hofe des obersten Kirchenhauptes.

Dritter Abschnitt.

Geschichtlicher Abriß von der Malerei bei den Neuern.

Griechenland erzählt, ein junges Mädchen habe, indem es den Schatten seines Geliebten auf einer

Mauer wahrnahm, die Umrisse dieses Schattens gezeichnet. So rief nach dem Alterthume eine flüchtige Leidenschaft die Kunst der vollkommensten Täuschungen ins Daseyn.

Die christliche Schule suchte einen andern Meister; sie erkennt ihn in jenem Künstler, welcher ein wenig Lehm zwischen seinen mächtigen Händen drückt und die Worte spricht: Lasset uns den Menschen machen nach unserm Ebenbilde. Nach uns also bestand der erste Zug der Zeichnung in der ewigen Idee Gottes, und das erste Bild, welches die Welt sah, war jener berühmte Thon, belebt vom Hauche des Schöpfers.

Es giebt eine Gewalt des Irrthums, welche eben so zum Stillschweigen zwingt, wie die Macht der Wahrheit. Irrthum und Wahrheit, aufs Aeußerste getrieben, führen mit sich eine Ueberzeugung, der erste in verneinender, die zweite in bejahender Weise. Wenn man daher die Behauptung vernimmt, das Christenthum stehe in Feindschaft mit den Künsten, so bleibt man stumm vor Erstaunen, denn augenblicklich fühlt man sich gezwungen, an Michael Angelo, an Raphael, an Carraccio, an Dominikino, an Lesueur, Poussin, an Coustou und so viele andere Künstler zu denken, deren Namen allein ganze Bände erfüllen würden.

Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts fiel das Römer-Reich, angefallen von den Barbaren

und zerfleischt durch die Ketzerei, von allen Seiten in Trümmer. Die Künste fanden nur noch Zufluchtstätten bei den Christen und bei den rechtgläubigen Imperatoren. Theodosius enthob durch ein besonderes Gesetz de excusatione artificium die Maler und ihre Familien von aller Steuer und von der Verpflegung der Kriegsleute. Die Kirchenväter ermüden nicht in Lobeserhebungen für die Malerei. Der heilige Gregorius drückt sich auf eine merkwürdige Art aus: Vidi saepius inscriptionis imaginem, et sine lacrymis transire non potui, cum tam efficaciter ob oculos poneret historiam; *) es war ein Gemälde, welches das Opfer Abraham's vorstellte. Der heilige Basilius geht noch weiter, denn er behauptet, die Maler wirkten eben so sehr durch ihre Gemälde, wie die Redner durch ihre Beredsamkeit. **) Ein Mönch, mit Namen Methodius, malte im achten Jahrhunderte das jüngste Gericht, welches den Bogoris, den König der Bulgaren, bekehrte. ***) Die Priester in dem Collegium der Orthodoxie zu Konstantinopel vereinten die schönste Büchersammlung der Welt mit den größten Meisterstücken der

*) Zweites Consilium von Nicäa, Act. XL.

**) Heil. Basil. Hom. XX.

***) Europal. Ledren. Zonar. Maimb. Geschichte der Bilderstürmer.

Künste; man sah darin insbesondere die Venus des Praxiteles; *) dieß beweist wenigstens, daß die Begründer des katholischen Gottesdienstes nicht geschmacklose Barbaren, nicht bigotte Mönche waren, welche einem abgeschmackten Aberglauben sich hingaben.

Dieß Collegium zerstörten die bilderstürmenden Imperatoren. Die Professoren wurden lebendig verbrannt, und nur mit Lebensgefahr retteten Christen die Drachenhaut von hundert und zwanzig Fuß Länge, worauf die Werke Homer's in goldenen Buchstaben geschrieben standen. Man überlieferte den Flammen die Gemälde der Kirche. Tölpische und wüthende Anführer der Ketzer, sehr ähnlich den Puritanern Cromwell's, zerfetzten mit Säbelhieben die Mosaiken der Kirche Unserer lieben Frauen zu Constantinopel und des Palastes der Blakernen. Die Verfolgungen giengen so weit, daß sie sogar über die Maler sich ausbreiteten; man verbot ihnen unter Todesstrafe, ihre Arbeiten fortzusetzen. Der Mönch Lazarus besaß den Muth, der Blutzeuge seiner Kunst zu werden. Vergebens ließ ihm Theophilus die Hände verbrennen, um ihn am Halten des Pinsels zu hindern. Ver-

*) Cedren. Zonar. Constant. Maimb. Geschichte der Bilderstürmer.

borgen in dem unterirdischen Gewölbe der Kirche des heiligen Johannes Baptista malte der Ordensmann mit seinen verstümmelten Fingern den großen Heiligen, dessen Verehrer er war. *) So machte er sich ohne Zweifel würdig, der Beschützer der Maler zu heißen und dafür von dieser erhabenen Menschenreihe anerkannt zu werden, welche der Hauch des Geistes über die Menschen erhebt.

Unter der Herrschaft der Gothen und der Lombarden fuhr das Christenthum fort, seine schützende Hand über die Talente auszubreiten. Diese Anstrengungen bemerkt man vorzüglich in den Kirchen, welche Theodorich, Luitbrand und Desiderius erbauten. Der nämliche Geist der Religion belebte Karl den Großen; und die Kirche der Apostel, welche dieser große Fürst zu Florenz errichtete, gilt noch sogar heut zu Tage für ein sehr schönes Denkmal. **)

Endlich führte gegen das dreizehnte Jahrhundert die christliche Religion nach einem Kampfe gegen tausenderlei Hindernisse den Chor der Musen im Triumphe auf die Erde zurück. Alles geschah für die Kirche sowohl durch den Schutz der Päbste, als der frommgesinnten Fürsten. Bouchet,

---

*) Maimb. Gesch. d. Bilderst. Cedren. Europal.

**) Vasari. poem. del. Vit.

ein Grieche von Geburt, war der erste Baukünstler. Nikolaus, der erste Bildhauer, und Cimabue, der erste Maler, erhoben den alten Geschmack aus den Trümmern von Rom und von Griechenland. Seit dieser Zeit gelangten die Künste unter verschiedenen Händen und unter verschiedenen Kraftgeistern bis zu dem Jahrhunderte Leo's des Zehnten, wo Raphael und Michael Angelo wie Sonnen aufgiengen.

Es gehört nicht zu unserem Gegenstand, eine vollständige Geschichte der Kunst zu geben. Wir sollen nur zeigen, wodurch das Christenthum mehr als irgend eine andere Religion die Malerei begünstigte. Man kann aber leicht drei Dinge beweisen: Erstens, daß die christliche Religion vermöge ihrer geistigen und mystischen Natur der Malerei ein schönes Ideal bietet, welches an Vortrefflichkeit und Göttlichkeit jenes in einem sinnlichen Gottesdienste weit übertrifft; zweitens, daß es durch Verbesserung des Häßlichen in den Leidenschaften, oder durch die gewaltige Bekämpfung derselben der Menschengestalt ein erhabeneres Wesen verleiht, und die Seele in den Muskeln sowohl als in den Banden des Stoffes sichtbarer hervortreten läßt; drittens endlich, daß es den Künsten schönere, reichere, bewegtere rührende Stoffe darbot, als die mythologischen Stoffe.

Die beiden ersten Behauptungen wurden ausführlich erörtert in unserer Prüfung der Dichtkunst. Wir werden uns also nur mit der dritten beschäftigen.

Vierter Abschnitt.

Gegenstände der Malerei. Grundwahrheiten.

1. Die alterthümlichen Gegenstände blieben noch in den Händen der neuen Maler. Mit den mythologischen Scenen besitzen sie also auch noch die christlichen Scenen.

2. Der Beweis, daß das Christenthum mehr als die Fabel dem Genius zusagt, liegt darin, daß im Allgemeinen unsere großen Maler in den heiligen Gegenständen größere Leistungen machten, als in den weltlichen Gegenständen.

3. Die neuen Trachten passen wenig zu den Künsten der Nachahmung; aber der katholische Gottesdienst bot der Malerei eben so edle Trachten und Gewänder, wie jene des Alterthums. *)

---

*) Diese Trachten der Kirchenväter und der ersten Christen, Trachten, welche an unsere Ordens-

Pausanias, Plinius und Plutarchos erhielten uns die Beschreibung der Gemälde der griechischen Schule. *) Zeuxis nahm zum Gegenstande seiner drei Hauptwerke Penelope, Helena und den Amor. Polygnotos bildete auf den Mauern des Tempels zu Delphos die Zerstörung von Ilion und den Zug des Odysseus in die Unterwelt. Euphranor malte die zwölf Götter, den Theseus als Gesetzgeber und die Schlachten von Kadmea, von Leuktra und von Mantinea. Apelles stellte die Venus Anadiomene unter den Zügen von Campaspe dar, so wie Aethion die Vermählung Alexander's mit der Roxane, und Timanthes die Opferung Iphigenia's.

---

leute übergiengen, sind nicht anders, als das Gewand der alten griechischen Philosophen, genannt περιβόλαιον oder pallium. Es wurde sogar ein Gegenstand der Verfolgung für die Gläubigen; als die Römer und die Juden dieselben so gekleidet sahen, riefen sie: Ὦ γραικὸς ἐπιθέτης! O griechischer Betrüger! (Hier. ep. 10. ad Furiam.) Man lese darüber Kortholt de morib. christ. cap. III. pag. 23, und Bar. an. LVI, n. 11. Tertullianus schrieb ein ganzes Buch über diesen Gegenstand (de pallio.)

*) Paus. lib. V. Plin. lib. XXXV. cap. 8 u. 9. Plut. in Hipp. Pomp. Lucull. Höchst anziehend ist das Verzeichniß des Plinius, um den Geist der christlichen Gemälde damit zu vergleichen.

Man vergleiche diese Gegenstände mit den christlichen Gegenständen, so fühlt man alsogleich, wie tief sie unter diesen stehen. Das Opfer Abraham's zum Beispiel ist eben so rührend und dennoch viel einfacher im Geschmacke, als jenes der Iphigenia; beim ersten giebt es weder Soldaten, noch Volkshaufen, noch Gelärm, noch jene Bewegung, welche zur Verwirrung der Scene dient. Hier ist der Gipfel eines Gebirges; ein Patriarch, welcher seine Jahre nach dem Jahrhunderte zählt; ein Messer, gezückt über den einzigen Sohn; der Arm Gottes, welcher den Vaterarm aufhält. Die Geschichten des alten Bundes erfüllten unsere Tempel mit ähnlichen Gemälden, und man weiß, wie sehr die patriarchalischen Sitten, die Trachten des Morgenlandes, die große Gestalt der Thiere und der Einöden Asien's den Pinsel begünstigen.

Das neue Testament verändert den Geist der Malerei. Ohne ihm etwas von seiner Erhabenheit zu entziehen, verleihte sie ihm mehr Zärtlichkeit. Wer bewunderte nicht hundertmale die Geburt des Heilandes, die Jungfrau mit dem Kinde, die Flucht nach Aegypten, die Krönung mit den Dornen, die Sakramente, die Sendungen der Apostel, die Kreuzabnehmungen, die Frauen beim heiligen Grabe! Die Bacchanalien, die Feste der Venus, der Raub der Jungfrauen, die Metamorphosen, können sie jemals das Herz rühren, wie die Gemälde, welche der heiligen

Schrift entnommen sind? Das Christenthum zeigt uns überall die Tugend und das Unglück, die Vielgötterei ab-r den Gottesdienst der Laster und des Wohllebens. Die für uns bestimmte Religion enthält unsere Geschichte; für uns wurden so viele herzzerreißende Schauspiele der Welt gegeben; wir selbst sind mithandelnde Personen in den Auftritten, welche der Pinsel uns darstellt; das rein Sittliche und das zart Rührende wiederholt sich stets in den christlichen Gegenständen. Darum sey du ewig und ewig verherrlicht, du Religion Jesu Christi, welche die Kreuzigung des Königs der Könige im Louvre, das jüngste Gericht an der Decke des Versammlungssaales unserer Richter, eine Auferstehung der Todten im allgemeinen Krankenhause, und die Geburt des Weltheilandes in dem Hause jener von ihrem Vater und ihrer Mutter verlassenen Waisen aufstellte!

Uebrigens können wir hier von den Gegenständen der Gemälde sagen, was wir anderswo von den Gegenständen der Dichtung aussprachen. Das Christenthum erschuf für den Maler einen dramatischen Theil, welcher jenen der Mythologie weit übertrifft. Diese Religion gab uns auch die Claude Lorain, wie sie uns die Delille und Saint-Lambert schenkte. Doch so viele Erörterungen scheinen unnütz; man wandle durch die Gallerie des Lou-

vre, und sage dann, wenn man es vermag, der Genius des Christenthums begünstige nur wenig die schöne Kunst.

Fünfter Abschnitt.

Bildhauerei.

Bis auf einige Unterschiede, welche mit dem technischen Theile der Kunst zusammenhängen, paßt alles, was wir von der Malerei aussprachen, ebenfalls auf die Bildhauerkunst. Die Natur des Moses von Michel Angelo zu Rom; Adam und Eva von Baccio zu Florenz; die Gruppe des Gelübdes Ludwig's XIII. von Coustou zu Paris; der heilige Dionysius von ebendemselben; das Grabmal des Kardinals von Richelieu, ein Werk des doppelten Geistes von Lebrun und Girardon; das Denkmal Colbert's, ausgeführt nach Lebrun's Zeichnung von Coyzevor und Tuby; der Christus, die Mutter des Mitleidens, die acht Apostel von Bouchardon und mehrere andere Standbilder von frommen Gegenständen zeigen, daß das Christenthum den Marmor nicht minder, als die Leinwand zu beleben vermag.

Dennoch muß man wünschen, daß die Bildhauer in Zukunft aus ihren Darstellungen der Grab-

male die oft angebrachten Knochengerippe verbannen; darin besteht nicht der Genius des Christenthums, welches den Hinübergang für den Gerechten so schön darstellt.

Eben so muß man (so groß übrigens das Verdienst der Ausführung seyn mag) vermeiden, die Leichname darzustellen, oder die Menschheit, wie sie den langen Leiden erlieget.*) Ein Krieger, welcher auf dem Felde der Ehre stirbt, in der Kraft seines Alters, kann vortrefflich seyn; aber ein von Krankheiten verzehrter Leib ist ein Bild, welches die Künste von sich weisen, ausgenommen, wenn sich ein Wunderwerk einmischt, wie bei der Darstellung des heiligen Carolus Borromäus. Die Malerei erträgt viel leichter die Darstellung des Leichnams, als die Bildhauerkunst, weil bei dieser der Marmor mit seinen fühlbaren und todtenkalten Formen der Wahrheit zu nahe steht. Man stelle also bei dem Denkmale eines Christen auf die eine Seite die Thränen der Hinterlassenen und die Klagen der Menschen; auf die andere aber das Lächeln der Hoffnung und der himmlischen Freude; solch eine Grabstätte, auf deren beiden Seiten man die

---

*) Das erste geschah auf dem Grabmale Franz des I. und der Anna von Bretagne; das zweite geschah auf dem Grabmale des Herzogs von Harkourt.

Bilder der Zeit und der Ewigkeit erblickte, mußte Bewunderung erregen. Der Tod könnte dabei erscheinen, aber mit den Zügen eines Engels, zugleich mild und ernst; denn das Grab des Gerechten muß stets zu dem Ausrufe des heiligen Paulus bestimmen: O Tod, wo ist dein Sieg, wo blieb dein Stachel? (I. Corinther, K. XV. V. 55.)

Sechster Abschnitt.

Baukunst. Wohnplatz der Invaliden.

Wenn man von dem Einflusse des Christenthums auf die Künste spricht, bedarf man weder Spitzfindigkeit, noch Rednerkunst; die Denkmale selbst antworten den Verächtern des evangelischen Gottesdienstes. Es genügt zum Beispiel, die Peterskirche zu Rom, die Sophienkirche zu Konstantinopel und die Paulskirche zu London bloß zu nennen, um ganz zu beweisen, daß man der Religion die drei Meisterstücke der neuen Baukunst verdankt.

Das Christenthum brachte in die Baukunst, wie in die übrigen Künste, wieder die wahren Verhältnisse. Unsere Tempel, weniger klein, als jene von Athen, und weniger riesenhaft, als jene von

Memphis, halten sich in jener weisen Mitte, wo das Schöne und der Geschmack vorzüglich herrschen. Vermittelst des Doms, welchen die Alten nicht kannten, machte die Religion eine glückliche Mischung des Kühnen der gothischen Ordnung mit dem Einfachen und Anmuthigen der griechischen Ordnungen.

Dieser Dom, welcher sich bei den meisten unserer Kirchen in einen Glockenthurm verwandelt, giebt unsern Dörfern und Städten einen sittlichen Charakter, welchen die alten Wohnplätze nicht haben konnten. Die Augen des Reisenden heften sich alsogleich auf diese die Religion bezeichnende Spitze, deren Anblick eine Menge Gefühle und Erinnerungen aufregt; sie ist die Leichensäule, um welche in der Runde die Voraltern schlafen; sie ist das Freudendenkmal, wo das heilige Erz das Leben des Gläubigen ankündigt; hier vereinen sich die Ehegatten; hier knien die Christen an dem Fuß der Altäre, der Schwache, um den Gott der Stärke zu erbitten, der Verbrecherische, um den Gott des Erbarmens anzuflehen, der Unschuldige, um den Gott der Güte zu besingen. Erscheint eine Landschaft nackt, traurig, verlassen, so stelle man einen ländlichen Glockenthurm darein; augenblicklich wird sich Alles beleben; die lieblichen Vorstellungen des Hirten und der Heerde, der Zufluchtsstätte für den Reisenden, des Almosens

für den Wandersmann, der Gastfreundschaft und der christlichen Verbrüderung entspringen alsogleich auf allen Seiten.

Je mehr Frommheit und Glauben die Menschenalter besaßen, welche unsere Denkmale errichteten, desto entschiedener tragen diese Denkmale den Charakter der Größe und des Adels. Ein merkwürdiges Beispiel davon zeigt sich in dem Invaliden-Gebäude und in der Kriegs-Schule. Man möchte sagen, das erste habe auf den Ruf eines frommen Jahrhunderts seine Gewölbe gegen Himmel steigen lassen, während die zweite auf das Machtwort eines ungläubigen Jahrhunderts sich gegen die Erde herabließ.

Drei Reihen von Wohnungen bilden mit der Kirche ein langes Viereck in dem Gebäude der Invaliden. Aber welcher Geschmack in dieser Einfachheit! Welche Schönheit in diesem Hofe! Dennoch erscheint dieser bloß als ein kriegerisches Kloster, wo die Kunst die Vorstellungen des Kampfes mit den Vorstellungen der Religion verband, und das Bild eines Lagers alter Soldaten mit den rührenden Erinnerungen einer Pflegeanstalt zusammenstellte. Es ist zugleich das Denkmal des Gottes der Heerschaaren und des Gottes des Evangelium's. Der Rost der Jahrhunderte, welcher es zu umhüllen beginnt, giebt ihm edle Beziehungen auf jene Veteranen, den lebenden

Trümmern, welche unter seinen alten Säulengängen umherwandeln. In den Vorhöfen athmet Alles den Geist der Schlachten, Gräben, Brustwehren, Wälle, Kanonen, Zelte, Schildwachen. Geht man weiter, so verringert sich stufenweise das Geräusche und verliert sich endlich in der Kirche, wo ein tiefes Stillschweigen herrscht. Dieses religiose Gebäude steht hinter den militärischen Gebäuden, wie das Bild der Ruhe und der Hoffnung im Hintergrunde eines Lebens voll Stürmen und Gefahren.

Das Jahrhundert Ludwig's des XIV. allein kannte vielleicht ganz diese sittlichen Beziehungen; es allein that stets in den Künsten, was man thun mußte, nichts zu wenig, nichts zu viel. Das Gold des Welthandels erhob die prächtigen Säulengänge in dem Hospitale zu Greenwich in England; aber es liegt noch etwas mehr Erhabenes und mehr Ehrfurcht Gebietendes in der Masse des Invaliden-Gebäudes. Man fühlt, daß ein Volk, welches solche Wohnplätze für das Alter seiner Kriegsschaaren baute, die Gewalt des Schwertes empfieng, wie das Scepter der Künste.

Siebenter Abschnitt.

Versailles.

Die Malerei, die Baukunst, die Dichtung und die großartige Beredsamkeit entarteten stets in den philosophischen Jahrhunderten. Dieß kommt daher, weil der grübelnde Geist, indem er die Einbildungskraft zerstört, die Grundlagen der schönen Künste untergräbt. Man dünkt sich geschickter, denn man berichtigt einige Irrthümer der Naturkunde. (Doch ersetzt man sie reichlich durch alle Irrthümer der Vernunft.) Man macht in der That Rückschritte, denn man verliert eine der schönsten Fähigkeiten des Geistes. Versailles vereinte allen Pomp des religiösen Zeitalters von Frankreich. Kaum verfloß ein Jahrhundert, und die Gebüsche, welche vom Geräusche der Feste widerhallten, sind nur noch belebt von der Stimme der Heuschrecke und der Nachtigall. Dieser Pallast, welcher allein schon einer großen Stadt gleicht; diese Treppen von Marmor, welche in die Wolken zu steigen scheinen; diese Standbilder, diese Was-

serbecken; diese Gehölze sind jetzt entweder abbröckelnd, oder moosbedeckt, oder ausgetrocknet, oder abgerissen, und dennoch erschien dieses Wohnhaus der Könige niemals mehr pomphaft, niemals weniger einsam. Alles war einst leer in diesen Räumen; die Kleinheit des letzten Hofes (bevor dieser Hof für sich die Größe seines Unglücks hatte) erschien allzu unbedeutend in den weiten Behausungen Ludwig's des XIV.

Wenn die Zeit den Reichen einen Todesstoß giebt, heftet sich irgend ein großer Name an ihre Trümmer und bedecket dieselben. Wenn das adelnde Unglück des Kriegers heut zu Tage in Versailles auf die Pracht der Hoffeste folget, wenn Gemälde von Wunderthaten und Blutzeugen die Reihe weltlicher Schildereien dort ersetzen, warum sollte der Schatten Ludwig's des XIV. sich darüber entrüsten? Er verschaffte strahlenden Glanz der Kirche, den Künsten und dem Kriegsheere; so ist es schön, daß die Trümmer seines Wohnsitzes zum Schutzorte dienen für die Trümmer des Kriegsheeres, der Künste und der Kirche.

Achter Abschnitt.

Gothische Kirchen.

Alles an seinem Platze! — Diese durch oftmalige Wiederholung abgedroschene Wahrheit enthält dennoch die Grundlage aller Vollkommenheit. Die Griechen hätten einen ägyptischen Tempel zu Athen nicht lieber gesehen, als die Aegypter einen griechischen Tempel zu Memphis. Diese beiden Arten von Denkmalen, von ihrem Platze gerückt, hätten ihre Hauptschönheit verloren, das heißt ihre Beziehung auf die Anstalten und Lebensformen der Völker. Diese Betrachtung findet bei uns die Anwendung auf die alten Denkmale des Christenthums. Es erscheint als eine seltsame Bemerkung, daß in unserm ungläubigen Jahrhunderte die Poeten und die Romantiker durch eine natürliche Rückkehr zu den Sitten unserer Vorältern sich gefallen, in ihre Dichtungen Burgverließe, Geistererscheinungen, Ritterschlösser, gothische Tempel einzuführen; so vielen Reiz besitzen die Erinnerungen, welche mit dem Kirchenwesen und der Vaterlandsgeschichte zusammenhängen! Die Nationen wer-

fen ihre antiken Sitten nicht zur Seite, wie man ein altes Gewand abwirft. Man kann ihnen einige Theile entreißen, aber es bleiben davon noch Stücke, welche mit den neuen Kleidern ein verzerrtes Flitterwerk bilden.

Man mag griechische Tempel, recht geschmackvoll und ganz hell beleuchtet, erbauen, um das gute Volk des heiligen Ludwig's zu versammeln zu der Anbetung eines metaphysischen Gottes; es wird stets zurückwünschen Unsere Liebe Frau von Rheims und Paris, jene Basiliken, ganz bemoos't, ganz voll von Reihen der Abgeschiedenen, ganz umweht von den Seelen seiner Väter. Es wird sich stets sehnen nach der Tumba einiger grädigen Herren von Montmorency, bei welcher es pflog während der Messe sich auf die Knie niederzulassen, ohne die heiligen Taufsteine zu vergessen, wohin man es bei seiner Geburt trug. Dieß kommt daher, weil alles dieß wesentlich mit unsern Sitten zusammenhängt; ein Denkmal wird nur in sofern wahrhaft ehrwürdig, als eine lange Geschichte der Vergangenheit sich gleichsam seinen Gewölben einprägt, welche die Jahrhunderte schwärzen. Darum liegt nichts Wunderbares in einem Tempel, welchen man erbauen sah, dessen Echo und Dome vor unsern Augen sich bildeten. Gott ist das Gesetz der Ewigkeit; sein Ursprung, und

was mit seinem Dienste zusammenhängt, muß sich verlieren in die Nacht der Zeit.

Man konnte nicht in eine gothische Kirche treten, ohne eine Art Erschütterung zu empfinden und ohne eine unbestimmtes Gefühl von der Gottheit. Man sah sich plötzlich in jene Zeiten zurückgesetzt, wo Ordensleute nach ernster Betrachtung in den Gehölzen ihrer Klöster daherkamen, um sich vor dem Altare niederzuwerfen und die Lobgesänge des Herrn in der Ruhe und Stille der Nacht anzustimmen. Das alte Frankreich schien wieder aufzuleben; man glaubte jene eigenthümlichen Trachten wieder zu sehen und jenes Volk, welches dem heutigen so wenig glich; man mahnte sich selbst an die Umwälzungen dieses Volks, an seine Arbeiten und seine Künste. Je entfernter jene Zeiten von uns standen, desto zauberischer erscheinen sie uns, desto mehr erfüllen sie uns mit jenen Gedanken, welche stets hinauslaufen auf die Betrachtung über das Nichts des Menschen und die Hinfälligkeit des Lebens. Die gothische Ordnung enthält mitten in ihren barbarischen Verhältnissen dennoch eine eigenthümliche Schönheit. Man behauptet, sie stamme von den Arabern, so wie die Bildhauerei des nämlichen Styls. Ihre Verwandtschaft mit den Denkmalen Aegypten's könnte uns vielmehr zu dem Glauben bestimmen, sie sey zu uns durch die ersten Chri-

sten des Morgenlandes gebracht worden. Doch noch lieber suchen wir ihren Ursprung in der Natur.

Die Wälder waren die ersten Tempel der Gottheit, die Menschen faßten in den Wäldern die erste Idee der Baukunst. Diese Kunst mußte also wechseln nach den Himmelsstrichen. Die Griechen meiselten die zierliche korinthische Säule mit dem Kapital von Laubwerk nach dem Vorbilde des Palmbaums. *) Die ungeheuren Pfeiler der alten ägyptischen Bauart versinnlichen die Sykomore, den morgenländischen Feigenbaum, den Platanus und den größten Theil der riesenhaften Bäume von Afrika und von Asien.

---

*) Vitruv erzählt anders die Erfindung des Kapitals, doch dieß zerstört nicht den allgemeinen Grundsatz, daß die Baukunst in den Wäldern entsprang. Nur darüber muß man erstaunen, daß man nach der Verschiedenheit der Bäume nicht eine größere Mannigfaltigkeit der Säulen erfand. Wir denken zum Beispiele eine Colonne, welche die Palmensäule heißen könnte und die natürliche Darstellung des Palmbaums gäbe. Ein Kranz von Blättern, welche ein wenig zurückgebogen und an der Höhe eines leichten Marmorschaftes eingehauen wären, müßte nach unserer Meinung eine herrliche Wirkung in einem Säulengange hervorbringen.

Die Wälder Gallien's giengen ebenfalls in die Tempel unserer Väter über, und unsere Eichenwälder bewahrten so ihren heiligen Ursprung. Jene mit Blätterwerk ausgemeiselten Gewölbe, jene Pfeiler, welche die Mauern stützen, und schnell enden wie zerbrochene Tannenstämme, die Kühle der Hallen, das Dunkel des Heiligthums, die beschatteten Fittige, die geheimen Durchgänge, die gesenkten Pforten — Alles zeigt den Bau der Waldungen in den gothischen Kirchen; Alles bringt in lebhaftes Gefühl den heiligen Schauer, die Geheimnisse und die Gottheit. Die zwei hohen Thürme, welche am Eingange des Gebäudes aufgepflanzt stehen und emporragen über die Ulmen, und die Eibenbäume des Kirchhofs machen einen malerischen Eindruck in dem Azur des Himmels. Bald beleuchtet der anbrechende Tag ihre muntern Häupter, bald erscheinen sie bekrönt mit einem Schleier von Wolken, oder vergrößert in einer dunstvollen Lichtsäule. Die Vögel selbst scheinen sich zu verirren und dieselben für die Bäume ihrer Wälder zu halten; Krähen schweben rings um ihre Gipfel und setzen sich auf ihre Geländer. Aber plötzlich erschallen verworrene Getöse auf dem Gipfel dieser Thürme und verjagen die erschreckten Vögel. Der christliche Baumeister, nicht zufrieden, Wälder zu errichten, wollte gleichsam auch das Gemurmel derselben nachahmen; mittelst der Orgel und des

hängenden Metalls verband er mit dem gothischen Tempel sogar das Geräusch der Winde und der Donner, welches in der Tiefe der Wälder rollt. Die Jahrhunderte, hervorgerufen durch diese heiligen Klänge, lassen ihre alten Stimmen aus dem Busen der Steine ertönen und klagen in den weiten Räumen der Basilika. Das Heiligthum rauscht, wie der Eingang der alten Sibylle; während das Erz mit Geräusch über unserm Haupte sich schwinget, schweigen tief unter unsern Füßen die Gewölbe des Todes.

Dritter Haupttheil.
Kunstsinn und Wissenschaftlichkeit.
Zweites Buch.
Philosophie.

Erster Abschnitt.

Astronomie und Mathematik.

Wir wollen jetzt die Wirkungen des Christenthums auf die Wissenschaftlichkeit überhaupt betrachten. Man kann sie unter diese drei Hauptgesichtspunkte bringen: Philosophie, Historie, Eloquenz (Weltweisheit, Geschichte, Beredtsamkeit.)

Unter Philosophie verstehen wir hier die Ergründung von Wissenschaften mehrerer Art.

Indem wir die Religion vertheidigen, bekämpfen wir keineswegs die Weisheit; wir sind weit entfernt, die sophistische Spitzfindigkeit mit

den gesunden Kenntnissen des Geistes und des Herzens zu verwechseln. Die wahre Philosophie erscheint uns als die Unschuld im Alter der Völker, wenn sie aufhörten, Tugenden aus Naturtrieb zu haben, und wenn sie dieselben nur noch aus Vernunft besitzen. Diese zweite Unschuld zeigt sich weniger sicher als die erste, aber sie besitzt mehr Erhabenheit, wenn man sie erreicht.

Von welcher Seite man den evangelischen Gottesdienst betrachten mag, überall zeigt sich, daß er der Gedanken erhöht und die Ausdehnung der Gefühle befördert. Seine Glaubenssätze widersetzen sich in den Wissenschaften keiner natürlichen Wahrheit; seine Lehre verbietet keine Art von Forschung. Bei den Alten begegnete der Weltweise auf seinem Wege überall irgend einer Gottheit; unter der Strafe des Todes oder Bannes verdammten ihn die Priester des Apollo oder des Jupiter zur Abgeschmacktheit sein ganzes Leben lang. Da aber der Gott der Christen seine Behausung nicht in der Enge einer Sonne aufschlug, überließ er die Gestirne den eiteln Forschungen der Gelehrten; er warf die Welt vor sie hin als Nahrung für ihren Zwiespalt. *) Der Naturforscher kann die Luft in seiner Röhre

*) Eccles. B. III. V. 11.

wägen, ohne fürchten zu dürfen, Juno zu beleidigen. Nicht von den Urstoffen unseres Leibes, sondern über die Tugenden unseres Geistes wird der allmächtige Richter des Weltalls eines Tages von uns Rechenschaft fordern.

Wir wissen wohl, daß man einige Bullen des heiligen Stuhles oder einige Dekrete der Sorbonne anzuführen nicht ermangeln wird, welche diese oder jene philosophische Entdeckung verdammt; aber wie viele Beschlüsse des Hofes zu Rom könnte man auch zu Gunsten der nämlichen Entdeckungen anführen? Was kann dieß auch im Ganzen anderes heißen, als daß die Priester, welche Menschen wie wir sind, sich mehr oder minder aufgeklärt erwiesen nach dem natürlichen Laufe der Jahrhunderte? Wenn das Christenthum selbst sich nicht wider die Wissenschaften erklärt, so halten wir uns ganz berechtigt, unsere erste Behauptung aufzustellen.

Uebrigens müssen wir wohl bemerken, daß die Kirche fast immerdar die Künste beschützte, während sie bisweilen die abstrakten Studien zurückhielt; darin bewies sie ihre gewöhnliche Weisheit. Die Menschen mögen sich immerhin quälen, sie werden niemals die Natur ergründen, denn sie sind es nicht, welche zum Meere sprachen: Bis hieher sollst du kommen, nicht weiter sollst du gehen, und hier soll sich brechen

der Trotz deiner Wogen. *) Systeme werden ewig auf Systeme folgen, und die Wahrheit wird stets unergründlich bleiben. Montagne ruft aus: Warum gefällt es nicht der Natur einmal nur uns ihren Busen zu öffnen? O Gott, welchen Mißbrauch und welche Mißgriffe fänden wir nicht in unserer armseligen Wissenschaft! **)

Die alten Gesetzgeber, welche über diesen Punkt, wie über so manchen andern, mit den Grundsätzen der Christusreligion übereinstimmen, widersetzten sich den Weltweisen, während sie die Künstler mit Ehren überhäuften. ***) Diese sogenannten Verfolgungen des Christenthums gegen die Wissenschaften fallen also ebenfalls den Alten zur Last, welchen wir dennoch so viele Weisheit zuerkennen. Im Jahre Rom's 591 gab der Senat ein Dekret, um die Philosophen aus der Stadt zu verbannen; sechs Jahre später eiferte Cato, den Carneades, den Gesandten der Athenienser fortschicken zu ma-

---

*) Job. XXXVII. 11.

**) Essais. II. 12.

***) Xenoph. Hist. Graec. Plut. Mor. Plat. in Phaed. in Repub. Die Griechen trieben diesen Haß gegen die Philosophen bis zum Verbrechen, denn sie verurtheilten den Sokrates zum Giftbecher.

chen, und sagte, man müsse fürchten, die Jugend werde, wenn sie Geschmack an den Spitzfindigkeiten der Griechen bekäme, die Einfachheit der alten Sitten verlieren. Wenn das System des Copernikus von dem Hofe zu Rom verkannt ward, fand es nicht das nämliche Schicksal bei den Griechen? Plutarch sagt: «Aristarchos meinte, die Griechen sollten den Cleantes von Samos vor Gericht stellen und verdammen wegen Lästerung der Götter, da er den Feuerherd der Welt umzuwerfen gedenke; denn dieser Mann wollte den Augenschein retten, und behauptete, der Himmel bleibe unbeweglich, indeß die Erde im schiefen Zirkel um den Thierkreis sich wendete und um die eigene Achse sich drehte.» *)

Das neuere Rom zeigte sich auch viel weiser, denn das nämliche geistliche Gericht, welches anfänglich das System des Copernikus verdammte, erlaubte sechs Jahre später, es als eine Hypothese

---

*) Plutarch von dem Gesichte, welches in der Mondscheibe erscheint, K. IX. Man weiß, daß der Text des Plutarch hier einen Irrthum enthält, denn es war im Gegentheil Aristarch von Samos, welchen Cleantes wegen seiner Meinung über die Bewegung der Erde verfolgen lassen wollte; dieß aber ändert nichts in dem, was wir beweisen wollen.

vorzutragen. *) Konnte man übrigens mehr Aufklärung in der Sternkunde von einem römischen Priester erwarten, als von Tycho-Brahe, welcher nie aufhörte die Bewegung der Erde zu läugnen? Endlich ein Pabst Gregorius als Verbesserer des Kalenders, ein Mönch Bacco als wahrscheinlicher Erfinder des Fernrohrs, ein Kardinal Cuza, ein Priester Gassendi, zeigten sie sich nicht als Beschützer oder Vervollkommner der Sternkunde?

Platon, dieses Genie, welches die hohen Wissenschaften so glühend liebte, sagt in einem seiner schönsten Werke ausdrücklich, daß die höchsten Forschungen nicht Allen, sondern nur einer kleinen Anzahl nütze. Daran knüpft er diese Behauptung, welche die Erfahrung bestättigt: «Eine gänzliche Unwissenheit ist weder das größte noch das furchtbarste der Uebel; ein Haufe übel geordneter Kenntnisse ist etwas viel Aergeres.» (De leg. lib. VII.)

---

*) Der Abbé Barthelemy fand den Prälaten Baiardi beschäftigt, den Mönchen von Calabrien zu antworten, welche ihn über das System des Copernikus befragten. „Der Prälat antwortete ausführlich und grundgelehrt auf ihre Zweifel, er entwickelte die Gesetze der Schwere, erhob sich gegen die Täuschung unserer Sinne, und rieth endlich den Mönchen, die Asche des Copernikus nicht zu beunruhigen.“ (Reise nach Italien.)

Bedürfte die Religion in dieser Hinsicht eine Rechtfertigung, so gäbe es Autoritäten genug bei den Alten und sogar bei den Neuern. Hobbes schrieb mehrere Abhandlungen gegen die Ungewißheit in der gewissesten aller Wissenschaften. In jener Schrift, welche den Titel führt: Contra geometras sive contra phastum professorum, tadelt er die Grundbestimmungen des Euclydes eine nach der andern, indem er zeigt, was sie Falsches, Unbestimmtes oder Willkührliches enthalten. Seine Art sich auszusprechen verdient Berücksichtigung: Itaqae per hanc epistolam hoc ago, ut ostendam tibi, non mimorem esse dubitandi causam in scriptis mathematicorum, quam in scriptis physicorum, ethicorum etc. «Ich will dir in diesem Briefe zeigen, daß man eben so sehr Grund zum Zweifeln finde in den Schriften über Mathematik, als in jenen über Naturforschung, über Sittenlehre u. s. w.» *)

Baco drückte sich noch auf eine stärkere Weise gegen die Wissenschaften aus, sogar dort, wo er ihre Vertheidigung zu übernehmen schien. Nach diesem großen Manne unterliegt es keinem Zweifel:

---

*) Examinatio et emendatio mathematicae hodiernae, dial. VI, contra geometras. Hobb. Opera omn. Amstelod. edit. 1667.

«Daß eine oberflächliche Behandlung der Philosophie dahin führen kann, das erste Urwesen zu verkennen, das aber ein vollkommenes Wissen den Menschen zu Gott zurückführt.» (De augm. scien. lib. V.)

Wenn diese Idee wahr ist, so enthält sie viel Schreckliches. Denn für ein einziges Genie, welches zu jener von Baco verlangten Vollkommenheit des Wissens gelangt, und wo man nach Paskal in eine andere Unwissenheit übergeht, werden viele mittelmäßige Geister jene Vollkommenheit nie erreichen. und stets in den Wolken des Wissens bleiben, welches die Gottheit verbirgt!

Der Hochmuth ist es eigentlich, welcher stets die Menge zu Grunde richten wird; man wird sie niemals überzeugen können, daß sie nichts wisse in dem Augenblicke, wo sie Alles zu wissen vermeint. Die großen Menschen ganz allein können diesen höchsten Punkt der menschlichen Erkenntniß begreifen, wo man die gesammelten Schätze verschwinden sieht und sich in der ursprünglichen Armuth wieder befindet. Darum behauptete ein großer Theil der Weisen, daß die philosophischen Forschungen mit der größten Gefahr für die Menge verbunden seyen. Locke verwendet die drei ersten Abschnitte des vierten Buches seines Versuches über den menschlichen Verstand dazu, die Grenzen unserer

Erkenntniß zu bezeichnen; diese erregen in der That Schaudern, da sie sich so nahe bei uns befinden.

«Unsere Erkenntniß, sagt er, ist in so enge Grenzen eingeschlossen, wie ich es zeigte, um den gegenwärtigen Zustand unseres Geistes richtiger kennen zu lernen. Darum wird es vielleicht nicht unnütz seyn . . . . sich eine genaue Kenntniß zu verschaffen von unserer Unwissenheit . . . . da jene Kenntniß vielleicht viel dazu beiträgt, die Streitigkeiten zu beenden . . . wenn wir nach der Entdeckung der genauen Grenze unserer klaren Vorstellungen . . . uns nicht mehr in jenen Abgrund der Finsternisse versenken (wo unsere Augen uns ganz unnütz sind, und wo unsere Fähigkeiten uns nichts mehr mit Bestimmtheit wahrnehmen lassen), worein wir aber aus dem thörichten Gedanken fallen, daß es nichts Unzugängliches gebe für unsere Fassungskraft.» (Locke, essay on human understanding. B. IV. C. 3, A. 4.)

Newton sogar, welchen das Studium der Mathematik aneckelte, wollte mehrere Jahre nichts mehr davon reden hören. Endlich Gibbon, welcher in unsern Tagen so lange der Apostel der neuen Ideen blieb, schrieb: «Die unbezweifelten Wissenschaften gewöhnten uns an eine Verachtung gegen die sittliche Gewißheit, welche die schönen Gefühle hervorbringt, und die Meinungen sowohl als die Handlungen unseres Lebens bestimmen muß.»

Mehrere Personen dachten wirklich, daß die Wissenschaft in den Händen des Menschen das Herz erkalte, die Natur entzaubere, die schwachen Geister zur Gottesläugnung und von der Gottesläugnung zum Laster führe — daß aber im Gegentheile die schönen Künste unsere Lebenstage mit Wundern schmücken, unsere Seelen rühren, uns mit Glauben für die Gottheit erfüllen und durch die Kirche zu den Uebungen der Tugenden uns führen.

Wir sprechen nicht von Rousseau, dessen Ansehen hier verdächtig scheinen möchte; aber Descartes zum Beispiele sprach auf eine sehr seltsame Weise über die Wissenschaft, welche einen Theil seines Ruhmes begründete.

«In der That fand er, sagt der gelehrte Verfasser seines Lebens, nichts weniger gründlich, als sich mit einfachen Zahlen und eingebildeten Figuren zu beschäftigen, als ob man sich an solche Kleinigkeiten halten solle, ohne den Blick weiter zu erheben. Er sah darin etwas mehr als Unnützes; er hielt es für gefährlich, sich zu ernsthaft mit den Demonstrationen der Oberfläche abzugeben, welche Fleiß und Erfahrung seltener erfinden als der Zufall. Sein Grundsatz war, daß diese Anstrengung uns unmerklich vom Gebrauche unserer Vernunft entwöhne, und uns der Gefahr aussetzt, den Weg

zu verlieren, welchen ihr Licht uns vorzeigt.» *) Diese Meinung des Erfinders der Anwendung der Algebra auf die Geometrie verdient volle Beherzigung.

Der Pater Castell gefällt sich seinerseits, den Gegenstand herabzusetzen, über welchen er selbst mit Glück schrieb. «Im Allgemeinen, sagt er, überschätzt man die Mathematik. . . . Die Geometrie enthält hohe Wahrheiten, manche wenig entwickelte Gegenstände und einige Gesichtspunkte, welche nur wie augenblickliche Eingebungen erscheinen. Warum soll man es verbergen? Sie enthält Paradoxen, anscheinende Widersprüche, schwankende Schlüsse, willkührliche Annahmen, Meinungen von Partheien, Vermuthungen sogar, und sogar Paralogismen.» (Math. univ. p. 3 — 5.)

Nach Buffon's Behauptung «bezieht sich dasjenige, was man mathematische Wahrheiten nennt, auf die Identität der Ideen, ohne Wirklichkeit zu enthalten.» **) Der Abbe von Condillac endlich, welcher gegen die Geometer die nämliche Verachtung wie Hobbes zu hegen scheint, sagt von ihnen:

---

*) Oeuv. de Desc. tom. I, p. 112. Cartes. lib. de direct. ingen. regula, n. 5. Lettres de 1638. p. 412.

**) Hist. nat. tom. I, prem. dic. p. 77.

«Wenn sie aus ihren Rechnungen heraustreten, um Untersuchungen von einer andern Natur anzustellen, so findet man an ihnen nicht die nämliche Klarheit, die nämliche Kürze, die nämliche Geisteskraft. Wir haben vier berühmte Metaphysiker, Descartes, Malebranche, Leibnitz und Locke. Der letztere allein war nicht Geometer, und wie sehr übertrifft er nicht die drei andern!» *)

Dieß Urtheil enthält keine völlige Genauigkeit. In der reinen Metaphysik kamen Malebranche und Leibniz sehr viel weiter, als der englische Philosoph. Allerdings zeigen sich die geometrischen Köpfe in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens oft voll Irrthümer; aber dieß kommt gerade von ihrer außerordentlichen Genauigkeit. Sie wollen überall unbedingte Wahrheiten finden, während es in der Sittenlehre und in der Staatskunst nur verhältnißmäßige Wahrheiten giebt. Es gehört zu den strengen Wahrheiten, daß Zwei und Zwei Vier machen; aber es ist nicht eben so gewiß, daß ein zu Athen gutes Gesetz auch zu Paris ein gutes Gesetz sey. Gewiß muß man anerkennen, daß die Freiheit zu den vortrefflichen Dingen gehöre; muß

*) Essai sur l'origine des connoissances humaines, tom. II, sect. II, chap. IV, p. 239, edit. Amst. 1783.

man aber deswegen Ströme von Blut vergießen, um sie bei einem Volke in einem Grade zu begründen, welchen dieses Volk noch nicht zu ertragen vermag?

In der Größenlehre muß man nur auf den Grundsatz, in der Sittenlehre nur auf die Folge sehen. Dort erscheint eine einfache Wahrheit, hier eine verwickelte Wahrheit. Uebrigens verwirrt Nichts das Richtmaaß des Geometers, und Alles verwirrt das Herz des Philosophen. Besäße das Werkzeug des Zweiten eine gleiche Sicherheit mit dem Werkzeuge des Ersten, dann könnten wir hoffen den Grund der Dinge zu erkennen; bis dahin müssen wir auf Irrthümer zählen. Wer die geometrische Strenge in die gesellschaftlichen Verhältnisse übertragen wollte, würde der thörichste oder der abscheulichste der Menschen werden.

Die Mathematik kann übrigens bei den meisten, welche sie anwenden, nicht als ein Beweis der Ausdehnung ihres Geistes gelten; man muß sie im Gegentheile betrachten als den Stützpunkt ihrer Schwäche, als ein Ergänzungsmittel für ihre unzulängliche Fähigkeit, als eine Art Abkürzung, um die Resultate in einem Kopfe zu ordnen, welcher nicht durch sich selbst dahin zu kommen vermag. Die Mathematik giebt in der That nur die allgemeinen Zeichen der Ideen, welche uns die Mühe ersparen, sie aufzusuchen; sie sind numerische Ueber=

schriften eines Satzes, welchen man nicht zählte; sie enthält die Werkzeuge, mit welchen man wirkt, aber nicht die Gegenstände, auf welche man wirkt. Gesetzt, man bezeichne einen Gegenstand mit A und einen andern mit B. Welch ein großer Unterschied wird sich finden zwischen einem Menschen, welcher diese beiden Gedanken in ihren verschiedenen sittlichen, staatsbürgerlichen und kirchlichen Beziehungen entwickelt, und einem Menschen, welcher mit der Feder in der Hand sein A und sein B geduldig vervielfältigt und seltsame Zusammenstellungen findet, doch ohne etwas Anderes vor den Geist zu stellen, als die Eigenschaften dieser beiden trockenen Buchstaben?

Wenn man aber ein Kind, mit Ausschluß jeder andern Wissenschaft, in dieser Kenntniß unterrichtet, welche wenige Ideen giebt, so lauft man Gefahr, sogar die Quelle der Ideen dieses Kindes auszutrocknen, die schönste Naturanlage zu verderben, die fruchtbarste Einbildungskraft auszulöschen und den ausgedehntesten Verstand zu verengern. Man erfüllt dann diesen jungen Geist mit einem Schwalle von Zahlen und Figuren, welche ihm gar nichts darstellen; man gewöhnt ihn, sich mit einer gegebenen Summe zu begnügen, nur mit Hilfe einer Theorie weiter zu schreiten, niemals von seinen Kräften Gebrauch zu machen, sein Gedächtniß sowohl als seinen Gedanken durch

künstliche Anstalten zu unterstützen, nichts zu kennen und endlich nichts zu lieben, als jene strengen Hauptsätze und jene unbedingten Wahrheiten, welche die Gesellschaft umwerfen.

Man sagt, die Mathematik diene, in der Jugend die Irrthümer des Verstandes zu berichtigen. Aber man anwortete sehr sinnreich und sehr gründlich zugleich, daß, um die Ideen zu ordnen, man zuerst Ideen haben müsse; der Versuch, den Verstand eines Kindes zu ordnen, hieße so viel als ein leeres Zimmer einrichten wollen. Man gebe ihm zuerst klare Vorstellungen über seine sittlichen und kirchlichen Pflichten; man lehre es die menschlichen und göttlichen Dinge kennen; dann erst, wenn man alle Sorgfalt angewandt auf die Erziehung des Herzens des Zöglings, wenn sein Geist hinlänglich erfüllt ist mit Gegenständen der Vergleichung und mit ganz gewissen Hauptsätzen, dann bringe man Ordnung darein, wenn man will, durch die Geometrie.

Ist es überdem so ausgemacht, daß das Studium der Mathematik so nothwendig für das Leben sey? Wenn man Magistrate, Minister, bürgerliche und kirchliche Beamte braucht, was nützen denn zu ihrem Stande die Eigenschaften eines Zirkels oder eines Dreiecks? Man will nichts mehr, heißt es, als ausgemachte Dinge. Du großer Gott! Was ist denn weniger ausgemacht als die

Wissenschaften, deren Systeme mehrere Male in einem Jahrhunderte wechseln? Was liegt dem Ackersmann daran, ob der Urstoff der Erde homogen sey, oder was fragt der Holzhauer darnach, ob das Holz eine pyrolignöse Grundmasse enthalte? Eine beredte Seite Bossuet's über die Sittenlehre ist nützlicher und schwieriger zu schreiben, als ein Band voll philosophischer Grübeleien.

Aber man wendet, heißt es, die Entdeckungen der Wissenschaften auf die nothwendigen Gewerbe an; doch diese großen Entdeckungen bringen fast niemals den erwarteten Erfolg. Die Vervollkommnung des Landbaues in England ist weniger der Erfolg einiger wissenschaftlichen Entdeckungen, als die Folge der geduldigen Arbeit und der Aemsigkeit des Pächters, welcher ohn' Unterlaß einen undankbaren Boden zu überarbeiten gezwungen ist.

Fälschlich schreiben wir auf Rechnung unserer Wissenschaften, was bloß dem natürlichen Fortschritte der Gesellschaft angehört. Die Arme und die ländlichen Thiere haben sich vervielfältigt; die Handarbeiten also und die Erzeugnisse der Erde mußten sich vermehren und verbessern nach Verhältniß. Wenn man leichtere Pflüge bereitet und

vollkommnere Werkzeuge für die Gewerbe ersinnet, so verschafft man sich großen Vortheil; der Glaube aber, daß der Geist und die Weisheit des Menschen in einen Umkreis mechanischer Erfindungen sich einschließe, enthält einen ungeheuren Irrthum.

Was die eigentliche Mathematik anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man in sehr kurzer Zeit Alles erlernen kann, was man wissen muß, um ein tüchtiger Ingenieur zu werden. Ausser der praktischen Feldmeßkunst giebt es noch eine spekulative Geometrie, welche ihre Spielereien, ihre Spitzfindigkeiten, und so zu sagen, ihre Romane wie die übrigen Wissenschaften enthält. «Man muß, sagt Voltaire, wohl unterscheiden zwischen der nützlichen Geometrie und der grübelnden Geometrie. . . . Man suche die Quadrate der Krummen, so viel man wolle, man wird dadurch einen außerordentlichen Scharfsinn beweisen. Man gleicht dadurch einem Rechenkünstler, welcher die Eigenschaften der Zahlen erforscht, anstatt sein Vermögen zu berechnen. . . . Als Archimedes die verhältnißmäßige Schwere der Körper entdeckte, leistete er dem Menschengeschlechte einen Dienst; aber was wird es uns nützen, drei so beschaffene Zahlen zu finden, daß der Unterschied der Quadrate von zweien, verbunden mit

der Zahl 3, stets wieder ein Quadrat machen, und daß die Summe der drei Unterschiede, verbunden mit dem nämlichen Kubik, auch wieder ein Quadrat mache? Nugae difficiles.» (Quest. sur l'Encycl., Géom.)

So peinlich diese Wahrheit für die Mathematiker sein mag, muß man sie dennoch aussprechen: Die Natur bestimmte sie nicht für den ersten Platz. Außer einigen Geometern, welche als Erfinder auftraten, verdammte sie dieselben zu einer traurigen Dunkelheit; sogar diese erfindenden Geister bedroht die Vergessenheit, wenn der Geschichtschreiber sich nicht bemüht, sie der Welt anzuzeigen. Archimedes dankt seinen Ruhm dem Polybius, und Voltaire schuf unter uns den Ruf Newton's. Platon und Pythagoras leben als Sittenlehrer und Gesetzgeber, Leibnitz und Descartes als Metaphysiker, vielleicht mehr als Geometer. D'Alembert hätte heut zu Tage das Schicksal von Varignon und Duhamel, deren in der Schule noch verehrte Namen in der Welt nur in akademischen Reden fortdauern, wenn er nicht den Ruf des Schriftstellers mit jenem des Gelehrten verbunden hätte. Ein Dichter mit einigen Versen geht zur Nachwelt über, er macht sein Jahrhundert unsterblich, und trägt in die Zukunft die Männer, welche er auf seiner Lyra zu besingen würdigte. Der Gelehrte, kaum gekannt während

seines Lebens, fällt in Vergessenheit den Tag nach seinem Tode. Undankbar wider seinen Willen, kann er nichts thun für den großen Mann, für den Helden, welcher ihn beschützte. Vergebens verleiht er seinen Namen dem Ofen eines Chemisten, oder der Maschine eines Physikers; diese schätzbaren Anstrengungen führen niemals zu einer glänzvollen Auszeichnung. Der Ruhm ward geboren ohne Flügel, er muß sie borgen von den Musen, wenn er sich bis zu den Sternen erheben will. Corneille, Racine, Boileau sind es, die Redner, die Geschichtschreiber, die Künstler sind es, welche Ludwig XIV. viel mehr unsterblich machten, als die Gelehrten, welche ebenfalls in seinem Jahrhunderte glänzten. Alle Zeiten, alle Länder zeigen das nämliche Beispiel. Die Mathematiker mögen also aufhören sich zu beklagen, wenn die Völker durch einen allgemeinen Naturtrieb den Kunstsinn über die Wissenschaften erheben! Dieß kommt daher, weil der Mensch, welcher eine einzige sittliche Vorschrift, ein einziges rührendes Gefühl der Erde hinterließ, der Gesellschaft in Wirklichkeit mehr nützte, als der Geometer, welcher die schönsten Eigenschaften des Dreiecks aufdeckte.

Uebrigens fällt es vielleicht nicht schwer, diejenigen, welche gegen die Mathematik eifern, und diejenigen, welche sie allem Andern vorziehen, in

Uebereinstimmung zu bringen. Diese Verschiedenheit der Meinungen kommt von dem gewöhnlichen Irrthum, welcher einen großen mit einem geschickten Mathematiker verwechselt. Es giebt eine materielle Geometrie, welche mit Linien, mit Punkten, mit A + B sich beschäftigt; der mittelmäßigste Geist kann mit Zeit und Ausdauer darin große Fortschritte machen. Er wird dadurch eine Art geometrische Maschine, welche von sich selbst die verwickeltsten Aufgaben auflöst, wie die arithmetische Maschine des Paskal. In den Wissenschaften erscheint stets der zuletzt Kommende als der Unterrichtetste; darum kann ein Schüler unserer Tage in der Mathematik weiter gekommen seyn, als Newton; daher wird derjenige, welcher heut zu Tage für gelehrt gilt, als ein Unwissender angesehen von dem nachfolgenden Geschlechte. Ganz versessen auf ihre Rechnungen hegen die Handlanger unter den Geometern eine lächerliche Verachtung für die Künste der Einbildungskraft; sie lächeln mitleidig, wenn man ihnen von schöner Wissenschaft, von Sittenlehre, von Kirche spricht; sie besitzen, wie sie sagen, die Kenntniß der Natur. Liebt man nicht eben so sehr die Unkenntniß Platon's, welcher diese nämliche Natur eine geheimnißvolle Dichtung nennt.

Glücklicherweise giebt es noch eine andere Geo-

metrie, **die** intellektuelle Geometrie. Diese mußte man **verstehen**, um in die Schule der Anhänger des **Sokrates** einzutreten. Sie sieht Gott hinter dem **Zirkel** und dem Dreiecke; sie schuf einen Pascal, Leibnitz, Descartes und Newton. Im Allgemeinen waren die erfindenden Geometer religiös.

Man kann sich nicht verbergen, daß diese Geometrie der großen Männer zu den Seltenheiten gehöre. Für einen einzigen Geist, welcher auf den erhabenen Wegen der Wissenschaft wandelt, verlieren sich viele andere in rettungslose Irrgänge. Wir müssen hier eine jener Rückwälzungen bemerken, welche so gewöhnlich in den Gesetzen der Vorsehung erscheinen. Gottvergessene Zeiten führen nothwendig zu den Wissenschaften, und die Wissenschaften führen nothwendig zu gottvergessenen Zeiten. Wenn in einem Jahrhunderte des Unglaubens der Mensch das Daseyn eines lebendigen Gottes verkennet, so fühlt er den Verlust der einzigen Wahrheit, welche das Innerste durchdringt; er fühlt also ein dringendes Bedürfniß bestimmter Wahrheiten, er sucht sich neue zu erschaffen, und glaubt sie in den Forschungen der Wissenschaften zu finden. Andererseits können ganz natürlich gewöhnliche Köpfe und unüberlegte Jünglinge, wenn sie die mathematischen Wahrheiten im Weltall er-

blicken, wenn sie dieselben an dem Himmel mit Newton, in der Scheidekunst mit Lavoisier, in dem Gesteine mit Haüy anschauen — dann können sie, sagen wir, dieselben ganz natürlich für den Urgrund der Dinge selbst nehmen und nichts über denselben anerkennen. Diese Einfachheit der Natur, welche sie zwingen sollte, mit Aristoteles eine erste Bewegkraft und mit Platon einen ewigen Geometer zu setzen, dient nur, sie fortzuführen auf dem Irrwege. Gott erscheint ihnen bald nur als Inbegriff der Eigenschaften der Körper und sogar die Kette der Zahlen entrückt ihnen die große Einheit.

Inhalt.

Zweiter Haupttheil.

Poetik des Christenthums.

Viertes Buch.

Von dem Wunderbaren, oder von der Dichtkunst in den Beziehungen auf die übernatürlichen Wesen.

Seite.

Vierzehnter Abschnitt. Vergleichung der Hölle und des Tartarus. Eintritt in den Avernus. Dante's Höllenthor. Dido. Franziska von Arimino. Qualen der Verdammten . . 3

Fünfzehnter Abschnitt. Fegefeuer. Reinigungsort. 11

Sechszehnter Abschnitt. Das Paradies . . 15

Fünftes Buch.

Die Bibel und Homer.

Erster Abschnitt. Von der heiligen Schrift und ihrer Vortrefflichkeit 22

Seite.
Zweiter Abschnitt. Drei Hauptschreibarten der Bibel 25
Dritter Abschnitt. Die Bibel und Homer. Punkte der Vergleichung 38
Vierter Abschnitt. Fortsetzung der Vergleichung der Bibel mit Homer. Beispiele . . 50

Dritter Hauptheil.

Kunstsinn und Wissenschaftlichkeit.

Erstes Buch.

Schöne Künste.

Erster Abschnitt. Tonkunst. Einfluß des Christentbums auf Tonkunst 72
Zweiter Abschnitt. Gregorianischer Gesang . 76
Dritter Abschnitt. Geschichtlicher Abriß von der Malerei bei den Neuern 80
Vierter Abschnitt. Gegenstände der Malerei. Grundwahrheiten 86
Fünfter Abschnitt. Bildbauerei 90
Sechster Abschnitt. Baukunst. Wohnplatz der Invaliden 92
Siebenter Abschnitt. Versailles . . . 96
Achter Abschnitt. Gothische Kirchen . . 98

Zweites Buch.

Philosophie.

Erster Abschnitt. Astronomie und Mathematik 104

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. /
Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach
der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 33

Freiburg im Breisgau 1829

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Gall.457(11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11089835-0